



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Alteuropa**

**Schuchhardt, Carl**

**Berlin [u.a.], 1935**

Erstes Buch. Das Paläolithikum

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-73160](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-73160)

## Erstes Buch

# Das Paläolithikum

### Klima und Fundplätze

Wie alt ist das Menschengeschlecht? Kann es auf Zehntausende oder auf Hunderttausende oder gar auf Millionen Jahre zurückblicken?

Für die Antwort muß man sich klar sein, was unter „Mensch“ verstanden werden soll, welche leibliche Gestalt und welche Betätigung im Unterschied gegen die Verhältnisse des vorausliegenden Tierreiches. Das einfachste Kennzeichen der ältesten uns zugänglichen Menschenformen ist das Fehlen der Reißzähne: die menschlichen Eckzähne liegen schon in der gleichen Ebene mit den Schneide- und Backenzähnen. Die Betätigung des Menschen aber verrät sich am ersten in der Herstellung von Werkzeugen und im Gebrauch des Feuers. Von den Werkzeugen sind natürlich nur die steinernen übrig, vom Feuer die Holzkohle.

Die körperlichen Reste des Menschen reichen bisher nur bis in die Mitte der Eiszeiten zurück, die primitivsten Werkzeuge dagegen, die sogenannten Colithen (Steine der Morgenröte), sind, wie namhafte Forscher, die zugleich die Finder waren, versichern, bis in die Schichten der späten Tertiärzeit zu verfolgen. Damit ergeben sich außerordentliche Zeiträume und eigenartige Klima- und Bodenverhältnisse für den ältesten Menschen.

Das Tertiär war eine üppige Wärmeperiode mit Palmen, Laubwäldern und riesigen Säugetieren, in der die Gebirge und Meere im wesentlichen ihre heutige Gestalt gewonnen haben. Max Verworn, der Physiologe, und Robert Bonnet, der Anatom, haben in Frankreich, besonders im Cantal, zahlreiche Colithen aus dem Spättertiär, dem Pliozän, entnommen, und der Widerspruch, der sich gegen ihre Auffassung als menschliche Werkzeuge zunächst erhob, ist heute recht kleinlaut geworden<sup>1)</sup>. Verworn war nach Frankreich gegangen, weil er dem Gerede vom hohen Alter des Menschengeschlechts nicht glaubte und durch eigene Grabung den Gegenbeweis erbringen wollte, und — er kam vollständig bekehrt zurück, es war aus dem Saulus ein Paulus geworden. Die Colithen sind Steine, die man in der Natur zu Werkzeugen ausgesucht hatte, je nachdem sie an sich schon

<sup>1)</sup> H. Obermaier zuerst in „Der Mensch der Vorzeit“, jetzt (1925) in Eberts Reallexikon unter „Colithen“.



eine brauchbare Schneide oder eine Kratzfläche oder eine Bohrspitze boten, welchen Stellen man dann nur wenig nachzuhelfen brauchte. Auffallend oft kehrt dabei eine künstlich hergestellte konkave Kratzfläche wieder, mit der man wohl Knochen



Abb. 1. Colithen aus dem Cozän von Belle Assise C. Clermont (Oise).  
Nach Breuil.  $\frac{3}{4}$ .

oder Stäbe abschaben wollte (Abb. 1). Diese erste Absichtsform ist einer der besten Beweise für den auf den Plan getretenen Menschenwillen.

Gegenüber diesem ersten nur angedeuteten Auftreten des Menschen zeigt ihn die folgende große Erdperiode, das quartäre Diluvium, die Eiszeit, schon in reicher Entwicklung und Betätigung in einer Umwelt, die durch starke Klimaschwankungen wiederholtem Wechsel unterworfen war.

Die Eiszeit ist, wie wir heute längst wissen, nicht eine einheitliche Kältezeit gewesen, sondern sie hat verschiedene Kältehöhepunkte mit dazwischenliegenden Wärmeperioden gehabt. Am klarsten ist diese Gliederung bisher am Nordfuße der Alpen erkannt worden. Dort haben Penck und Brückner vier Kälteperioden festgestellt und sie nach den Flüssen, an denen die einzelnen sich besonders deutlich aussprechen, Günz-, Mindel-, Riß- und Würmeiszeit genannt. An den Bergeshängen läßt sich am besten beobachten, wie weit etwa eine erste Eiszeit mit ihrem Gletscherschutt ins Tal vorgerückt war, wie dann eine zweite sich im oberen Teil über sie gelegt hat, eine dritte über beide hinausgeschritten und eine vierte wieder beträchtlich zurückgeblieben ist.

Auch in der norddeutschen Tiefebene lassen sich die Spuren mehrerer Kälteperioden unterscheiden. Die südschwedischen Gletscher haben ihren Fuß bis hierher erstreckt und sowohl auf ihrem Grunde durch die beständig wirkende Schiebung ein breiiges Material, den Geschiebemergel, als „Grundmoräne“ erzeugt, wie



auch an ihrem Rande den aus ihrem oberen Teil herabgleitenden Schutt als „Endmoräne“ aufgehäuft. Vielfach hat man den Ursprungsort der so abgelagerten Gesteine bestimmt und ist immer auf die Gegend gekommen, die nördlich etwa durch die Linie Oslo—Stockholm begrenzt wird<sup>1)</sup>. Hier müssen also die Spitzen der Eisberge gewesen sein, und in großem Bogen stand ihr Fuß von Jütland über Hamburg, Berlin bis Warschau oder zu anderer Zeit weiter vorgeschoben bis Leipzig oder weiter zurückgezogen am Rande der heutigen Ostsee. In langen geschwungenen Zügen sind in diesem Gebiete die Endmoränen ihre 100, 200, ja bis 300 m hoch noch heute erhalten, und an ihrer alten Außenseite ziehen sich die breiten Rinnen entlang, in denen das Schmelzwasser sich sammelte und gemäß der allgemeinen Senkung des norddeutschen Bodens nach Nordwesten abfloß. Von diesen „Urstromtälern“ zieht das markanteste und bekannteste von Warschau die Weichsel hinunter bis Thorn, folgt dann der Neße und Warthe bis Küstrin, von hier der Oder bis Oderberg, weiter der Finow über Eberswalde und dem Havelluch bis Havelberg, schließlich der Elbe bis an die Nordsee. Dies selbe Urstromtal geht aber von der Weichsel gegen Nordosten weiter und erklärt die Gestaltung der Flußgebiete, die uns im letzten Kriege so vertraut geworden sind: es zieht von Nowo Georgiewsk den Bug und Narew hinauf, verfolgt von Grodno nach Kowno den Njemen und hat sein letztes Stück in den Peipusseen.

Auf den Linien, die sich so stark abzeichnen, muß der Gletscherfuß längere Zeit gestanden haben. Als er nach Norden zurückschmolz, haben sich Rinnsale gebildet, die in nordsüdlicher Richtung in die alten Urstromtäler führen, wie die Drage, Küddow, Brahe, Drewenz, Wkra, und als die Entfernung zwischen altem und neuem Gletscherfuß noch größer wurde, hat das Wasser des Urstromtals hier und da eines der Rinnsale benutzt, um direkt zur Ostsee durchzubrechen. So ist die selbständige Oder bei Oderberg, die Weichsel bei Bromberg, der Njemen bei Kowno entstanden.

Das ganze norddeutsche Flachland mit seinen Erhebungen und seinen Flußläufen hat, wie man sieht, durch die Naturtätigkeit der Eiszeiten sein heutiges Gesicht erhalten. Diese Tätigkeit muß eine gewaltige gewesen sein. Der baltische Höhenrücken mit hausgroßen Blöcken in sich als einfache Endmoräne schwedischer Gletscher, die Verschwemmung riesiger Sandmassen, 20, 30 und noch mehr Meter dick weit in die Ebene hinein, schließlich die mehrere Kilometer breiten Urstromtäler müssen durch viel größere Kräfte, als wir sie heute kennen — und wenn wir sie noch so lange in Wirksamkeit dächten —, gebildet sein. Es muß ein viel stärkerer Wechsel zwischen Kalt und Warm stattgefunden haben, so daß rasch massige Schmelzwasser niedergingen, die Berge von Geröll mit sich nahmen und Riesenfurchen bei ihrem Abfluß rissen. Da dies Spiel sich aber in jeder neuen Eiszeit auf derselben Ebene wiederholt hat, sind die Spuren der früheren von den späteren

<sup>1)</sup> Gesteinsproben gesammelt im Museum zu Altona.



ziemlich gründlich zerstört worden. Von den klaren vier Eiszeiten der Alpen haben sich in Norddeutschland bisher mit Mühe die letzten drei erkennen lassen. Die erste liegt anscheinend so tief verschüttet, daß man sie noch nicht sicher fassen konnte.

Das weitaus größte der vereisten Gebiete ist das nordische gewesen. Es hat ganz Skandinavien und Norddeutschland nebst dem größten Teile von Großbritannien und Rußland umfaßt. Seine Südgrenze verläuft etwa von London über den Harz und das Riesengebirge nach Lemberg. Als zweites Gebiet folgen die Alpen. Alle übrigen Vereisungen bilden daneben nur kleine Flecke, so im Westen Vogesen und Cantal, Pyrenäen, Sierra Morena und Sierra Nevada, im Osten Teile der Karpathen, das Rhodope-Gebirge und der Kaukasus. Frei vom Eise war also das südliche England etwa von der Themse ab, fast ganz Frankreich und Spanien, Italien, die Balkanhalbinsel nebst Ungarn, Galizien und Südrußland. In Mitteleuropa engt sich die eisfreie Zone auf das Rhein- und Donaugebiet nebst Thüringen und Böhmen zusammen (Abb. 2).

Zeigen sich die Klimaschwankungen innerhalb der Eiszeit durch die verschiedene Art und die verschiedene Ausdehnung der Ablagerungen deutlich an, so werden sie uns noch lebendiger durch die Reste von Flora und Fauna, die sich in den Ablagerungen eingebettet finden. Und naturgemäß hat sich der Charakter der kälteren Perioden schärfer ausgeprägt in dem von zwei Seiten her gefühlten Mitteldeutschland, der der wärmeren mehr in den weiten, immer eisfrei gebliebenen Westländern. Der Kältehochstand hat eine Tundralandschaft erzeugt mit Zwergbirke, Wollweide, Rosmarinheide, Riedgras, Renntierflechte, Wassermoos. Beim Übergang in eine Wärmeperiode wandelt sich die Tundra anscheinend zur Steppe, in der hohe Fichten oder Föhren wachsen. Die volle Wärme bringt einen Waldcharakter mit grauer Weide, Silberpappel, Hasel, Esche, Efeu, aber auch den südlicheren Bäumen wie Feige, Buchsbaum, Lorbeer<sup>1)</sup>, kurz ein dalmatisches Klima mit 15—16° Durchschnittstemperatur statt unserer heutigen 11°. Eine besonders ergiebige Fundstelle für die interglaziale Flora ist die Höttinger Breccie bei Innsbruck; dort herrscht die Pontische Alpenrose, die heute nur in Südspanien und am Kaukasus vorkommt, und daneben der Buchsbaum. Ein gutes Bild geben auch die Einschlüsse der Tuffe bei Weimar, die die Blätter bieten von Eichen, Buchen, Pappeln, Linden, Weiden und Schilf.

Die Fauna der Kälteperiode wird charakterisiert durch den Lemming — eine Wühlmaus, die Wärme haßt —, den Eisfuchs, das Renntier, den Moschusochsen, das ist die Tierwelt der heutigen Zirkumpolarregion. Dazu kommt das Mammut (*Elephas primigenius*) und das sibirische wollhaarige Nashorn (*Rhinoceros tichorhinus*). Die Übergangszeit der Steppe hat Pferdespringer, Ziesel, Saiga-Antilope, Wildpferd, also Tiere, die weite Strecken rasch durchmessen können; daneben die

<sup>1)</sup> So bei La Celle sous Morel a. d. Seine.



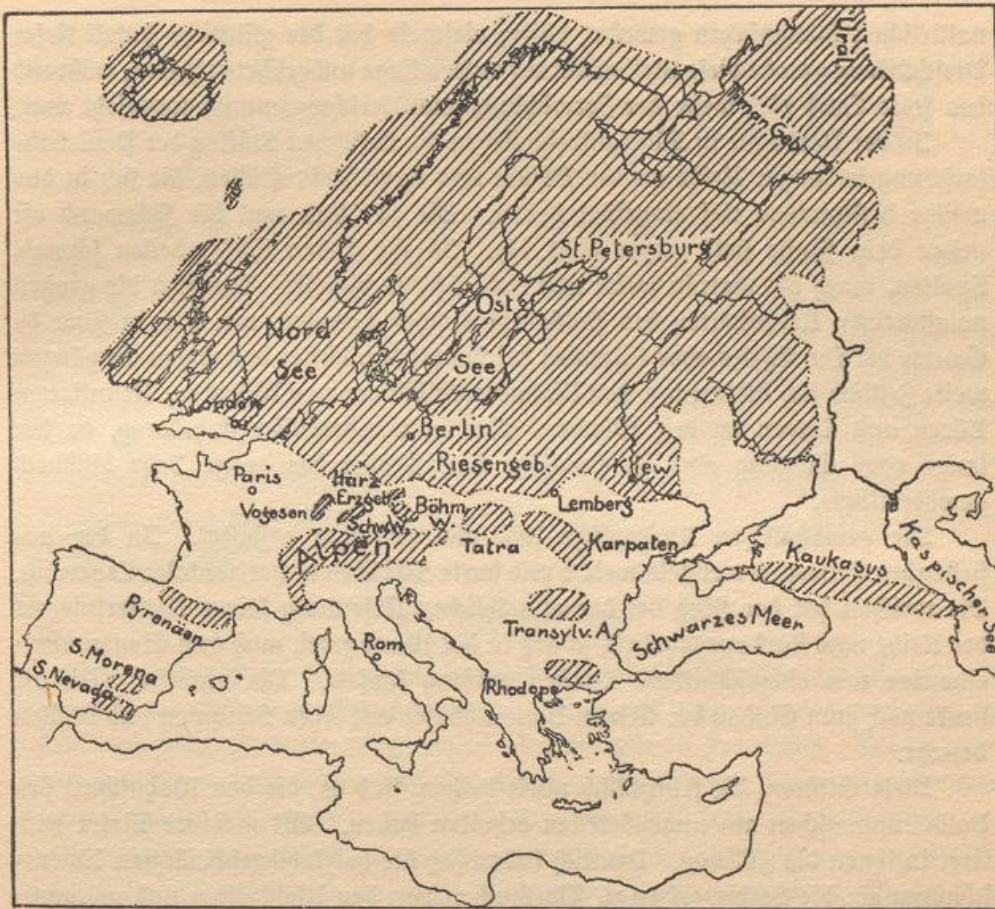


Abb. 2. Die Eiszeit in Europa. Nach Wahnschaffe

in verschiedenen Breiten akklimatisierten: Höhlenbär, Höhlenlöwe, Edelhirsch, Riesenhirsch, Urstier (*Bos primigenius*).

In der warmen Zwischenzeit haben die führende Rolle die afrikanischen Dickhäuter: der Urelfant (*Elephas antiquus*), *Rhinoceros Merdii* und das Flusspferd (*Hippopotamus major*), Tiere des feuchten Waldes. Affen kommen nur in Südfrankreich und Spanien vor.

Die Spuren des Menschen finden sich sowohl in den kalten wie in den warmen Perioden des Diluviums. Sie bestehen hauptsächlich in Feuersteinwerkzeugen, die oft noch am Wohnplätze lagern, oft weithin verschwemmt sind; an den Wohnplätzen sind häufig die Felswände mit Tier- und Menschenfiguren verziert, und in günstigen Fällen haben sich menschliche Knochen, sei es verstreut, sei es als wohlerhaltene Bestattungen, gefunden. Am reichsten ist dies alles zutage getreten in den Höhlen und Grotten (abris) der Kalksteingebiete von Südfrankreich und Spanien; nicht als ob man im Paläolithikum ausschließlich an solchen



natürlichen Schutzplätzen gewohnt hätte; vielmehr hat der glückliche Zufall tiefer Verschüttung gerade diese Stellen bis auf unsere Tage unberührt erhalten, während das freie Land viel mehr der Zerwühlung und Verschwemmung ausgesetzt war.

In der Dordogne in Südfrankreich liegen die klassischen Stätten der Paläolithforschung in langer Reihe an der Dézère und ihren Nebenflüssen, die sich in das weiche Kalkplateau tief eingesägt haben. Bis zu 70 m ragt die Felswand oft neben dem Flusse steil empor (Taf. II). In ihr finden sich zuweilen schmale Spalten, durch die man in weite und tiefe Höhlen eintritt. Das sind die großen palastartigen Wohnstätten des Paläolithmenschen gewesen, wo, wie in Font de Gaume bei Les Eyzies oder Altamira bei Santander, hinter den engen Eingängen weite Festsäle sich öffnen mit den Monumentalbildern von Wisenten, Renntieren, Bären und Löwen an den Wänden, alles in wundervoller Erhaltung, da der lange enge Eingang eine gleichmäßige Temperatur das ganze Jahr hindurch gewährleistete.

Die gewöhnlichen Wohnplätze sind viel einfacher gestaltet. In der anstehenden Felswand wechseln weiche und harte Schichten in horizontaler Lagerung. Die weichen hat der Fluß bei der allmählichen Absenkung seines Wasserspiegels der Reihe nach stark ausgehobelt, so daß in der Wand zwei, auch drei Etagen übereinander wie eingeschnittene Lauben entlang laufen. Die unterste wird oft heute noch zum Einbau der kleinen Bauernhäuser mit ihren Schuppen und Ställen benutzt.

Diese Grotten, die französisch abris heißen, sind es, die den Wohnschutt des Paläolithmenschen am ungestörtesten erhalten haben. Oft mehrere Meter hoch liegt in ihnen die Füllung. Deutlich heben sich die holzkohlegefärbten Kulturschichten ab, die Steinwerkzeuge, Tierknochen von den Mahlzeiten und gelegentlich noch wohlgebaute Feuerherde enthalten. Auf eine solche Kulturschicht folgt oft eine sogenannte sterile Schicht. In der Grotte begann die Felsdecke abzubröckeln, größere und kleinere Stücke fielen herab; die Menschen flohen und allerhand Tiere zogen ein. Das lesen wir aus diesen Zwischenschichten. Holzkohle und Werkzeuge fehlen, wilde Steinbrocken liegen durcheinander und zwischen ihnen Knochen von Raubtieren, wie Höhlenlöwe, Höhlenhyäne und Höhlenbär, die mit menschlicher Wohnung und Nahrung nichts zu tun haben. Dann kann aber eine neue Kulturschicht folgen. Der Mensch ist zurückgekehrt und hat nun wieder lange in der Höhle gehaust. Die Werkzeuge, die er in dieser neueren Zeit gebraucht, die Tiere, die er jetzt gegessen hat, wird man begierig mit denen der früheren vergleichen, ob sie nicht einen Fortschritt im Handwerk, einen Wechsel im Klima anzeigen.

So können an einem Wohnplätze eine ganze Reihe von Kulturschichten übereinander gelagert sein, und gerade, wenn sie durch sterile Schichten getrennt sind, wird die zeitliche Abfolge um so klarer, es haben dann nicht die Reste der verschiedenen Wohnperioden sich durcheinander geschoben.



### Die Periodenfolge



Abb. 3. Zeltzeichnungen an Höhlenwänden. Nach Obermaier.

Die Abris scheinen nicht die einzigen Wohnstätten der Paläolithiker gewesen zu sein. Sie müssen vielmehr im Spätpaläolithikum auch gelegentlich im Freien sich Hütten oder Zelte errichtet haben. Gefunden sind solche zwar noch nicht, aber in verschiedenen Höhlen sind sie an die Wand gezeichnet als zeltartige Gebilde mit einem Mittelpfeiler. Die Überdachung steigt entweder gleich vom Boden aus schräg an oder sie hebt sich erst ziemlich steil als Wand empor und knickt dann zum Dache um (Abb. 3). Da die Darstellung immer in dieser gleichen Art auftritt, ist sie wohl als der Durchschnitt durch eine Rundhütte aufzufassen. Wäre ein Langhaus, etwa ein rechteckiges, gemeint, so wäre es wohl auch einmal von der Langseite gezeichnet.

### Die Periodenfolge

Die paläolithische Kultur hat am üppigsten in Westeuropa geblüht und ist dort auch am frühesten erforscht worden. Daher können wir nirgends eine so reich- und feingegliederte Stufenfolge erkennen wie in Frankreich. Die Gliederung beruht im wesentlichen auf den Werkzeugen, die aus Stein und Knochen gebildet sich erhalten haben, während, was die primitiven Menschen sonst besaßen, aus Holz, Leder, Strohgeflecht, vergangen ist. Aber sie wird unterstützt durch die Tierknochen, die mit dem Wechsel der Fauna auch einen Wechsel des Klimas anzeigen, einen Hauptregulator menschlicher Lebensweise.

Im großen unterscheiden wir ein Altpaläolithikum und ein Jungpaläolithikum, und diese Unterscheidung gilt für ganz Europa, während die französische Ginesse von je drei Unterabteilungen jener Hauptperioden von dem übrigen Kontinent nirgend ganz erreicht wird. Im Altpaläolithikum herrscht fast bis zum Ende ein warmes Klima, im Jungpaläolithikum durchweg ein kaltes. Dieser grundlegende Gegensatz bestimmt gewiß vieles andere. Das Altpaläolithikum hat als Leitform der Werkzeuge einen Stein von der Gestalt und Größe der menschlichen Hand. Es sieht aus, als ob man die Hand, das natürliche Universalwerkzeug des Menschen, in den leistungsfähigeren Stein habe übersetzen wollen, ausgerüstet mit Stoßspitze und Längsschneide oder auch Kraßkante. Dieser „Saufsteil“, der aber geschäftet ein tüchtiges Beil oder eine Hacke abgibt, ist im ganzen Jungpaläolithikum nicht mehr vorhanden. An seine Stelle sind als Leitformen große kräftige Messer getreten. Die Wärme der älteren Periode hatte einen Waldwuchs hervorgerufen, zu dessen Bändigung das Beil wohl nötig war, für die Steppe der neuen Zeit taugte das Messer. Im Altpaläolithikum gibt es



auch nur Steingeräte, im Jungpaläolithikum ist viel aus Knochen gearbeitet, besonders feine Pflriemen und Nähadeln, die auf Herstellung von Bekleidung deuten, einer Neubeschaffung, die die zunehmende Kühle anriet. Erst in dieser Zeit tritt nun auch allerhand Zierwerk an den Geräten auf — an den Knochengeräten ist es leicht anzubringen, der Feuerstein erlaubte es nicht — und an den Höhlenwänden entfaltet sich ein reicher künstlerischer Schmuck von Tier- und Menschendarstellungen. Diese neue Welt des Jungpaläolithikums ist ganz erst zu verstehen durch den Blick auf die körperlichen Reste des Menschen von vorher und jetzt. Eine neue Rasse ist mit dem Jungpaläolithikum zur Herrschaft gekommen, an die Stelle des Neandertalers, der die alte Zeit repräsentierte, ist der Aurignac-Mensch getreten.

Für die Periodenfolge des ganzen Paläolithikums wird die Entwicklung in Frankreich wohl immer oder doch noch lange das beste Bild geben. Auch in den Ländern, wo französische Perioden übersprungen oder durch andere Formen gefüllt sind, wird man auf die dortigen Stufen zu blicken haben, um sich zeitlich zu vergewissern, abgesehen davon, daß leise Verwandtschafts- oder Freundschaftsfäden auch über weite Landstrecken hinweg eine Verbindung aufrechtzuerhalten pflegen. Die französischen Perioden, drei für das Alt-, drei für das Jungpaläolithikum, werden nach den Fundorten benannt, an denen ihre Merkmale zuerst voll in die Erscheinung getreten sind. Das Altpaläolithikum bilden Chelléen, Acheuléen, Moustérien; das Jungpaläolithikum Aurignacien, Solutréen, Magdalénien<sup>1)</sup>.

Im Chelléen (Taf. III 1) ist der Faustkeil meist spitz; wenige derbe Schläge haben ihn hergerichtet, so daß an der Basis gewöhnlich die Steinhaut stehengeblieben ist und die Seiten in unregelmäßigen Linien verlaufen. Mehrere Begleitformen wie Krazer, Schaber, Stichel, in ähnlicher Weise behandelt, lassen sich beobachten.

Im Acheuléen (Taf. III 2) bekommt der Faustkeil eine mehr mandelförmige Gestalt und feinere Bearbeitung. Es wird sehr auf die Erzielung der bestimmten Form mit geraden Randlinien und scharfen Schneiden gesehen und der Stein daher über und über und auf beiden Seiten zu gleichmäßiger Wölbung beschlagen. Ist dadurch der Acheulkeil schon von Anfang an dünner und leichter als der des Chelléen, so wird er im jüngeren Abschnitt dieser Periode ganz zart und fein mit haarscharfer Schneide. Die Begleitformen haben sich ebenfalls entsprechend verfeinert. Das Hauptstück unter ihnen ist ein gut in der Hand liegender Krazer, wohl für Fellbearbeitung, von der Form eines Kammes mit rundlichem Rücken.

Das Moustérien (Taf. III 3, 4) gestaltet den Faustkeil beträchtlich kleiner

<sup>1)</sup> Chelles liegt östlich von Paris im Dep. Seine et Marne, St. Acheul ist eine Vorstadt von Amiens, Le Moustier ein Dorf im Dézère-Tale, 12 km aufwärts von Les Eyzies. — Aurignac liegt im Dep. Haute Garonne, Solutré im Dep. Saône et Loire, St. Madelène im Dézère-Tale, 6 km oberhalb Les Eyzies.



und ungefähr dreieckig mit scharfer Spitze. Er ist auch nicht mehr auf beiden Seiten gleichmäßig gewölbt, sondern zeigt auf der einen infolge eines einzigen großen Abschlages einen glatten Rücken, auf der andern eine durch wenige Längsschläge gegliederte Hochfläche. Damit entartet die ursprünglich so stolz herrschende Form des Faustkeils, um in der folgenden Periode völlig zu erlöschen. Unter den Begleitformen steht noch der Krazer an erster Stelle; er ist mit gerader Schneide und dickem gebogenen Rücken ein sorgfältig bearbeitetes Instrument geworden. Daneben beginnen Bohrer und Pfriemen aufzutreten, die die zunehmende Lederbearbeitung anzeigen.

Mit dem Moustérien schließt das Altpaläolithikum. Das folgende Jungpaläolithikum kennt keinen Faustkeil mehr, das alte Universalwerkzeug hat sich in eine Reihe von Einzelformen gespalten, unter denen das Messer herrscht, und immer mehr tritt jetzt das Knochenmaterial mit in den Dienst.

Im Aurignacien (Taf. IV) überrascht uns als besonders schöne Neuheit eine große breite Messerflinge, flach auf der einen und in drei Längsschlägen gewölbt auf der anderen Seite. Daneben stehen verschiedene Formen von Krazern und Schabern, besonders charakteristisch der „Hochschaber“ oder „Kielkrazer“, von der Form einer halben Wallnuß, aber meist beträchtlich größer, mit steilem Randbeschlag ringsumher (IV 1). Der steile Beschlag ist für das Aurignacien allgemein bezeichnend. Zwischen Messer und Schaber stehen die „geferbten Klingen“ (à encoche), mit einer rundlichen Ausbuchtung an der Seite und steilem Randbeschlag ringsum (Taf. IV 6). Wahrscheinlich sind sie zum Abschälen von Stöcken benutzt. Aus dem feineren Moustérien-Krazer hat sich ein gebogenes Messer mit konvergem Rücken und konkaver Schneide entwickelt (IV 4), das gewöhnlich nach dem Abri Audi in Les Eyzies, wo es zuerst auffiel, benannt wird. Es ist offenbar so benutzt worden, daß der Zeigefinger sich auf den gewölbten Rücken legte, und zeigt sich bald für die rechte, bald für die linke Hand zugerichtet. Ein feineres Messer (IV 5), schmal, lang und spitz, mit plattgeschlagenem Rücken, heißt nach seinem ersten Fundort „Gravette-Spitze“. „Stichel“ (burins) nennt man Klingen, die eine scharfe, aber dicke Spitze haben, so daß sie wie ein scharfes Kap endigen (IV 2). Sie mußten zum Gravieren in hartem Material besonders geeignet sein. Als auffallendste Knochengeräte beginnen in dieser Periode die sogenannten „Kommandostäbe“, große Stücke von Renttierstangen mit einem runden Loch in der Mitte der Verästung. Sie sind häufig schön verziert mit Flechtornamenten oder Tierfiguren und müssen somit besonders geachtete und wohlbewahrte Instrumente gewesen sein. Die Vermutungen über ihren Gebrauch: als Keulen, Pfeilstrecker, Zelthalter, Schleudergriffe, Zeppter oder Kommandostäbe befriedigen alle nicht recht. Am ehesten sind es wohl Tragstöcke gewesen, an denen man eine Last, wie etwa die Jagdbeute, über die Schulter hängte. Daß man auch solche einfachen Gebrauchsgegenstände sich schön verzierte, zeigen die Wurfstangen zum Speerwerfen, die wir noch kennenlernen werden.



Das Solutréen hat als Leitform die „Lorbeerblattspitze“ (Taf. V 1, 3, 4), die offenbar den Wurfspeer gekrönt hat. Sie ist bald derb gedrungen, bald zierlich schlank. Im weiteren Verlaufe der Periode tritt allmählich an ihre Stelle eine andere neue Form, die gestielte Spitze (pointe à cran, Taf. V 2), die einem kurzen Messer mit schmaler Angel gleicht und mit dieser Angel am Speerschaft befestigt war. Diese Stücke sind oft außerordentlich fein gearbeitet. Das Solutréen nimmt die zierliche Oberflächen- und Randbearbeitung wieder auf, die schon das Acheuléen erreicht hatte, die aber im Moustérien und Aurignacien durch eine großzügigere Schlagtechnik verdrängt worden war. Insbesondere steht dem Steilbeschlagn des Aurignacien der Flachbeschlagn des Solutréen gegenüber. Nur dünne Schuppen der Oberfläche werden schließlich abgehoben, so daß eine feingliedrige Ebene entsteht und das Werkzeug oft papierdünn wird. Eine ähnliche Technik ist nachher nur in den besten neolithischen Zeiten wieder erreicht worden, in Ägypten und im Norden.

Die Verarbeitung des Knochens zu Geräten zieht im Solutréen weitere Kreise. Es werden jetzt Pfriemen und Nadeln hergestellt, sogar richtige Näh-nadeln mit Ösen, ferner Harpunen mit Widerhaken für die Fischjagd. Daneben tritt der Bergkristall in die Erscheinung sowohl in Rohstücken als Zierat, wie gelegentlich zu kleineren Lorbeerspitzen verarbeitet. Als Schmucksachen finden sich kleine Steinplättchen und Tierzähne, die als Anhänger getragen sind und deren Verwendung schon im Aurignacien begann (Taf. IV 8).

Im Magdalénien (Taf. V 5—9) flaut die Steinbearbeitung ab, offenbar weil das Knochenmaterial immer mehr in den Vordergrund getreten ist. Es gibt nur noch prismatische Messerflingen mit etwas Randbeschlagn. An Knochen-geräten finden sich nun aber alle die Formen zusammen, die in den letzten Perioden nach und nach aufgetreten waren: der Kommandostab, die Nadeln und Harpunen. Hinzu kommt die Wurfstange, von der der Speer geworfen wurde wie heute noch bei den Neuholländern, und die meist mit Tierfiguren eigenartig geschmückt ist (Abb. 7 Mitte).

Die Werkzeugformen dieser sechs Stufen geben uns den Maßstab und den Rahmen zur Beurteilung aller übrigen Verhältnisse und Geschehnisse im Paläolithikum. Wir erkennen mit ihrer Hilfe, wie weit die Kultur der verschiedenen Perioden sich in Europa ausgedehnt hat, wie diese Perioden sich zu den Kälte- und Wärmezeiten verhalten, in welcher Abfolge Menschenrassen und Tiergattungen aufgetreten sind, wann die feineren Kulturäußerungen des Menschen sich zeigen und wie sie sich fortentwickeln.

Aber, wie schon gesagt, diese sechs Stufen gelten vollständig nur für Frankreich und decken auch hier keineswegs immer das ganze Land.

Der Anfang, das Chelléen, ist bisher hauptsächlich im nördlichen Westeuropa zu erkennen, in Süngland und Belgien, in Frankreich an der Seine und der



Somme, daneben sporadisch an der Charente und Gironde. In der Dordogne vermischt man es noch. In Deutschland sind seine deutlichen Spuren in der Lindentaler Hyänenhöhle bei Gera aufgetreten, in Spanien und Italien an verschiedenen Stellen.

Das Acheuléen ist neben Südengland und Belgien über ganz Frankreich verbreitet, aber auch noch im Norden häufiger, weil dort mehr Feuerstein vorhanden ist. In Deutschland haben manche es für Fundstellen wie Hundisburg bei Neuhaudensleben und Markfleeberg bei Leipzig in Anspruch nehmen wollen. Diese Bestimmung ist aber noch bestritten; nur im oberen Rheintale bei Achenheim scheint ein Spätacheuléen vorzuliegen<sup>1)</sup>. Das ganze deutsche Paläolithikum hat es nicht zu so ausgeprägten Formen gebracht wie das französische. Es hat sich meist mit einer geringen Zurichtung des Natursteins begnügt, wohl weil es den Feuerstein nicht in so großen Stücken zur Verfügung hatte wie der französische Paläolithiker.

Das Moustérien beherrscht ganz Westeuropa. In der Dordogne bildet es gewöhnlich die Unterschicht der Wohnplätze, die etwa 21—25 m über dem heutigen Flußspiegel liegen (La Micoque 20 m, Le Moustier 24 m und ähnlich La Rochette und La Ferrassie). In den Abris, die sich nur wenige Meter über den Fluß erheben wie Gorges d'Enfer bei Les Eyzies, Laugerie Haute, Intermédiaire und Basse finden sich Artefakte erst vom Aurignacien an. Auch im Rheingebiete kommt das Moustérien vor, in der Eifel (Karsteinhöhle) und im Emschertale bei Essen. In Mitteldeutschland findet es sich in den Tuffbrüchen von Taubach und Ehringsdorf bei Weimar sowie in den Grotten von Treis bei Gießen.

Das jüngere Paläolithikum ist in Frankreich erst nach und nach in seiner feinen Dreiteilung Aurignacien, Solutréen, Magdalénien erkannt worden, deren Formen dann auch in Deutschland, besonders im Sirgenstein bei Schelllingen und der Wildscheuer bei Steeden a. d. Lahn ebenso aufgetreten sind, das Magdalénien am schönsten im Kesslerloch bei Thainingen und dem benachbarten Petersfels b. Schaffhausen. Das Aurignacien als Zwischenstufe zwischen Moustérien und Solutréen haben erst Cartailhac und Breuil in den 1890er Jahren hinzugefügt. Es hat sich aber als besondere Kulturstufe durchaus bewährt, ja, nach verschiedenen Richtungen sogar hervorragend wichtig erwiesen. Gerade in der Periode des Aurignacien scheint der große Kulturherd von Frankreich und Spanien seine stärksten und weitesten Strahlen ausgesandt zu haben, so daß Gegenden davon befruchtet wurden, die nachher noch lange gerade von dieser Kultur gelebt haben. Wie erstaunlich gleichartig im Aurignacien der Stil der künstlerischen Darstellung in Südfrankreich und an der mittleren Donau war, zeigen die Reliefs von Laussel, verglichen mit der sogenannten Venus von Willendorf, die wir nachher kennenlernen werden. Im Mittelmeere hat gerade dieser Stil der Menschendarstellung

<sup>1)</sup> Prähist. Ztschr. 1 Taf. XXXVI 2.



sich weit ins Neolithikum und bis in die Bronzezeit fortgepflanzt. In Dänemark (Maglemose) und in der Lüneburger Heide stehen die Feuersteinwerkzeuge aus dem Übergange vom Paläo- zum Neolithikum im wesentlichen noch unter dem Einfluß des Aurignacien. Die breite, mit drei Schlägen hergestellte Klinge, die Nachflänge der Gravette-Spiße, auch der steile Randbeschlag der Schaber zeigen es deutlich.

Das Aurignacien spannt ein großes dichtes Netz von Frankreich bis zu den Balkanländern. Aber von nun an ist es auch mit der Führung, die Frankreich bis dahin hatte, vorbei. Im Süden, in Spanien, Italien und Nordafrika hat schon das Aurignacien eine etwas abweichende Form angenommen, die man Capsien nennt (von Capsa in Süd-Tunis) und die als Früh-, Hoch- und Endcapsien das ganze Jungpaläolithikum erfüllt, also auch ein Solutréen und Magdalénien nicht aufkommen läßt. Das Solutréen tritt anscheinend früher als in Frankreich schon in Ungarn und Mähren auf mit Lanzenspitzen, die an der Basis gerundet sind und damit noch an alte Acheul-Formen erinnern (Szelotahöhle bei Miskolcz)<sup>1)</sup>. Ob darum, wie manche meinen, das Solutréen nun als eine östliche Fremdkultur in Frankreich zu betrachten ist, steht noch dahin. Jedenfalls hat es sich hier im Westen auch nicht voll verbreitet; es fehlt in Nordfrankreich und in England und nach seinem Ausklingen nimmt das Magdalénien die alte Aurignac-Tradition wieder auf.

### Zeitbestimmung

Wie verhalten sich nun die sechs Perioden des Paläolithikums zu den vier Eiszeiten des Diluviums und wie sind sie nach Jahreszahlen ungefähr anzusetzen? Das ist die Frage, die der für seine Abstammung und erste Entwicklung interessierte Mensch immer wieder stellt.

Es ist jahrzehntelang darüber hin und her gestritten worden, denn die Frage liegt sehr schwierig. Frankreich mit seinen ausgesprochenen Kulturformen hat keine Vereisung gehabt und Deutschland mit seinen ausgesprochenen Vereisungsformen hat nicht die französische Kultur gehabt.

In den Alpen kommt das spärliche Paläolithikum mit den Resten der Eiszeiten ganz selten in unmittelbare Berührung. Nur für das Magdalénien hat sich dort eine Beziehung ergeben, nämlich, daß es nach dem Höhepunkt der letzten Eiszeit dem ersten erneuten Kälterückfall, dem sogenannten Bühvorstoß, angehört. Nach Befunden bei Lyon, bei Mentone und bei Weimar hatte Penck ferner das Moustérien in die letzte Zwischeneiszeit verwiesen mit Ausdehnung zurück in die vorletzte, die Rib-Eiszeit. In Frankreich und am Rhein sind Chelléen, Acheuléen und ein Teil des Moustérien begleitet von den Tieren der warmen Zone, dem Urelefanten (*Elephas antiquus*), dem Merdäthen Rhinoceros (*Rhinoceros*

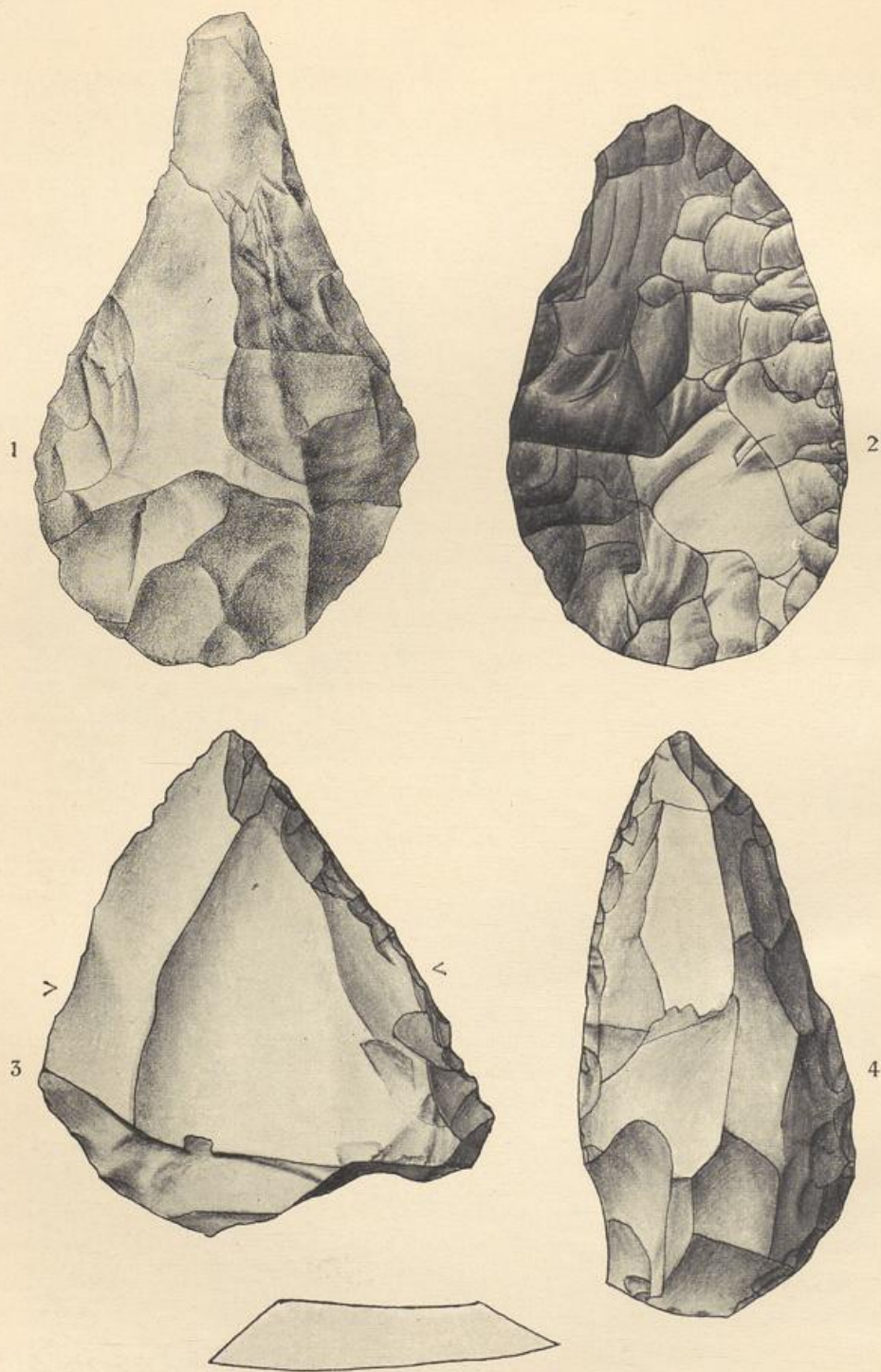
<sup>1)</sup> Prähist. Ztschr. 9, 1917, 18 ff. „Das Solutréen Ungarns“ (E. Hillebrand).





Der „Roc de Tayac“ an der Dézère bei Les Eyzies





Chelléen, Acheuléen, Moustérien

1. Chelléen-Beil aus Venosa, Italien, 2. Acheuléen-Beil des Homo Moustériensis, beide  $\frac{1}{2}$ .  
3. 4. Moustier-Spitze und Kraher von Lauffel  $\frac{1}{4}$ . Alle Berl. Mus.



Merckii) und dem Flußpferd (*Hippopotamus major*); vom Moustérien an beginnen die der kälteren, Mammut, Bison, Pferd, Renntier usw. In Nordfrankreich, an der Somme, macht sich die Kälteperiode schon etwas eher, gegen Ende des Acheuléen, bemerkbar; am Südfuß der Pyrenäen dauern die warmen Tiere aus bis ins Aurignacien. Von diesen Zeitpunkten an verschwinden sie aber endgültig. Vom Moustérien durch das Aurignacien und Solutréen bis zum Magdalénien ist in Westeuropa keine wesentliche Klimaschwankung mehr zu erkennen. Daher haben die französischen Forscher (Boule, Breuil, Obermaier) und allmählich auch mehrere süddeutsche (E. Kofen, R. R. Schmidt) die Perioden vom Moustérien bis zum Magdalénien geschlossen in die letzte Eiszeit verlegt, oder zum Teil schon hinter ihren Höhepunkt in die Nacheiszeit, die vorausliegenden des Chelléen und Acheuléen aber in die letzte Zwischeneiszeit. Und dieser Standpunkt scheint sich durch die fortschreitenden neuen Funde in Deutschland jetzt mehr und mehr zu rechtfertigen. In Taubach und Ehringsdorf bei Weimar und in Markkleeberg bei Leipzig kam man nicht ganz zurecht, weil die mitteldeutschen Werkzeugformen so außer Beziehung zu den französischen stehen, daß man sie nicht mit Sicherheit einer bestimmten Periode zuweisen kann. Aber näher dem Rheine liegt das Verhältnis günstiger. Bei Essen sind in den Schottern des Emschertales, die in die letzte Eiszeit gesetzt werden, ausgesprochene schöne Moustier-Formen mit einem Acheulstück dazwischen zutage gekommen<sup>1)</sup>. In der Nähe von Münster i. Westf. liegen die Beobachtungen ebenso<sup>2)</sup>. Besonders ausgiebig und deutlich aber ist die Aufklärung, die uns aus den neugefundenen Grotten bei Treis a. d. Lunda (nördlich Gießen) zuströmt. Nachdem ein Steinbruch die ersten angeschnitten hatte, lassen sich hier bereits ein Duzend oder mehr tiefe Grotten erkennen, die nach Form und Inhalt sich mit den schönsten französischen messen können. Die geologische Lagerung ist diese: auf dem Buntsandstein liegt eine starke Schicht Sand mit großen Quarzitblöcken durchmischt und darüber folgt die Basaltlava, die sich vom Vogelsberge her ergossen hat. Man nimmt an, daß die Lava den Sand, auf den sie sich legte, zum Teil zu Quarzitblöcken verglüht hat. Zwischen den Blöcken hat nun die letzte Eiszeit vielfach die sandigen Nester ausgewaschen und die so entstandenen Grotten sind alsbald von den Menschen in Anspruch genommen worden. Sie öffnen sich alle gegen Süden. In ihrem Innern lagern zwei Kulturschichten übereinander, durch eine sterile Schicht voneinander geschieden. In der oberen finden sich spärliche Feuersteinwerkzeuge, in der unteren 40 cm starken, die eine nur 11—20 cm dicke weiße Sandschicht vom Felsboden trennt, aber Massen von Tierknochen und Quarzitwerkzeugen. Eben durch die Feststellung dieser Werkzeuge, die man früher nicht als solche erkannt hatte, ist jetzt die Bedeutung der ganzen Fundplätze erkannt worden. Die Knochen zeigen geschlossen eine arktische Fauna: Mammut, wollhaariges Nashorn, Wild-

<sup>1)</sup> Dr. Kahrs in der Prähist. Ztschr. 16, 1925.

<sup>2)</sup> Dr. Jul. Andree in der „Heimat“, Heft 3, Dortmund 1925.

2 Schuchardt, Mitteleuropa. 3. Aufl.



pferd, Bison, Moschusochsen, Hirsch, Braunbär, Höhlenlöwen, Eisfuchs, Halsbandlemming. Die Werkzeuge sind gemäß der Technik, wie das Rohstück vom Quarzitblock abgeschlagen werden muß, nämlich durch Ablösen der muscheligen Schale, auffallend groß und flach; die Kraker messen 20—25 cm. Die Formen stehen infolgedessen vielfach für sich allein, aber zuweilen nähern sie sich doch augenfällig den französischen Typen, und zwar immer des Moustérien und Aurignacien. Gar nicht selten ist das handgroße Beil, auf der einen Seite ganz flach, auf der andern gewölbt, mit zwei oder drei langen Schlägen zugerichtet; ferner die dreieckige Spitze, wie oben Taf. III 3, oder die gebogenen oder schlanken Aurignacmesser, wie Taf. IV 4 und 6.

Nach dem Aufhören der Bewohnung sind die Höhlen durch Löß und Lehm zugeschwemmt. „Diese Einschwemmung hat nach einer längeren milden Zwischenphase der letzten Eiszeit stattgefunden; der untere Löß hatte sich im ersten Abschnitt der letzten Eiszeit gebildet und war in der folgenden milden Zwischenzeit zu Lehm verwittert.“ Die Felserrasse über den Höhlen hatte sich auch erst in der letzten Zwischeneiszeit gebildet, Beweis: die auf ihr erhaltenen zwei Stufen des jüngeren Löß, die durch eine Wohnungszone voneinander getrennt sind. Mit Soergel ist anzunehmen, daß der gesamte jüngere Löß in der letzten Eiszeit entstanden ist „in trockenem Steppenklima mit Staubstürmen“. „Die Quarzittkultur liegt an der Basis des jüngeren Löß.“ Dem allen entspricht auch die — ebenfalls erst kürzlich gefundene Aurignacstelle bei Mainz, die in der Verlehmungszone zwischen Löß I und II „am Ende der letzten Eiszeit“ liegt<sup>1)</sup>. Die erste der bei Treis freigelegten Höhlen unter einem großen Quarzitblock zeigt unsere Tafel VI.

Dies alles ist das Urteil des geologischen Instituts der Universität Gießen (unter Prof. Dr. Harrassowitz), dessen Assistent, der Priv.-Doz. Dr. Richter, der glückliche Entdecker und Erforscher der Treiser Höhlen ist<sup>2)</sup>.

Hinzu kommt schließlich als merkwürdig übereinstimmend ein Urteil über den Osten Europas. R. R. Schmidt hat, unterstützt von der Rudolf Virchow-Stiftung, 1912 und 1914 zwei große Reisen durch das zentrale und südwestliche Rußland gemacht und in der Krim und im Kaukasus auch graben können. Sein Ergebnis ist kurz gefaßt: „Alle paläolithischen Kulturstufen vom Spätacheul an bis zur Madelènezzeit, die lückenlos und stellenweise reich vertreten sind, liegen auf dem Gebiete der maximalen Vereisung. Ihr Alter ist damit feststehend und jünger als die Hauptvereisung (Riß-Eiszeit). Nirgendwo tritt dies deutlicher hervor als hier und bei den Funden des zentralen Rußland. Das kulturelle Gepräge der erwähnten paläolithischen Stationen zeigt eine erstaunliche Übereinstimmung mit dem altsteinzeitlichen Westen, nur die Kunst zeitigte eigenartige hochentwickelte Sonderformen<sup>3)</sup>.“

<sup>1)</sup> Neeb, Prähist. Ztschr. XV, 1924, 1.

<sup>2)</sup> Heinr. Richter, Die altsteinzeitliche Höhlensiedlung von Treis a. d. Lunda. Frankfurt a. M. 1925.

<sup>3)</sup> Anthropol. Korrbbl. 50, 1919, 27.



Die Wagschale neigt sich also heute entschieden zugunsten derjenigen Stimmen, die von Frankreich ausgehend immer schon die Kulturen vom Moustérien an in die letzte Eiszeit und ihre Abschmelzperiode legen wollten. Es fallen damit erfreulicherweise die großen Jahreszahlen dahin, die dem auf die bescheidene historische Menschheitsentwicklung eingestellten Sinne unfaßlich waren. Die früher so oft genannten 24000 Jahre, die die letzte Eiszeit gebraucht haben sollte, um ganz zu verschwinden, beruhten auf einem ganz hypothetischen Anschläge von Neesch am Schweizersbild, wo er nach einer 40 cm starken Humusschicht, die sich vom Neolithikum bis jetzt gebildet hatte, die darunterliegende starke paläolithische Schicht hatte berechnen wollen<sup>1)</sup>.

Demgegenüber hatte der angesehene französische Geologe de Sapparent nach seinen Beobachtungen am Rhonegletscher das Abschmelzen der letzten Eiszeit auf nur 2400 Jahre angenommen. Aber die Zahlenberge türmten sich vor der Höhe der letzten Eiszeit noch viel gewaltiger. Wenn diese Eiszeit 20000 Jahre gebraucht hatte, um abzuschmelzen, so hatte sie auch dieselben 20000 gebraucht, um anzuwachsen, und die vor ihr liegende Zwischeneiszeit hätte gar 100000 Jahre gedauert<sup>2)</sup>. So sollten wir das im Abstieg der Eiszeit liegende Magdalénien auf 10—15000 Jahre vor dem Neolithikum annehmen, das weiter zurückliegende Solutréen und Aurignacien auf 20000 und 30000 Jahre und das in und vor der vorletzten Eiszeit liegende Moustérien auf 150000—200000 Jahre vor unserer Zeitrechnung!

Im Moustérien besteht ja die menschliche Kultur noch in der verhältnismäßig einfachen Feuersteinindustrie, aber wenn das Aurignacien uns Relieffiguren bietet und Grabausstattungen, die mit hundert Säden an die ganze folgende Kultur des Mittelmeeres gefnüpft sind, so können wir uns nicht zehn- oder zwanzigtausend sterile Jahre zwischen die beiden Perioden einschieben lassen.

Es wurden immer schon Beobachtungen ins Feld geführt, um zu zeigen, wie rasch sich manche imposante Erscheinungen der Eiszeiten gebildet haben können, so die 17 m hohe Tuffwand von Ehringsdorf bei Weimar, die einheitlich in der letzten Zwischeneiszeit entstanden sein muß und von dem noch heute fließenden Kalkwasser des Berges in wenigen hundert — statt in 100000! — oder zur Not in ein paar tausend Jahren aufgebaut sein kann. Ähnlich liegt bei Glonn in Oberbayern über dem Neolithikum 5,60 m Tuff und auf ihm steht die mittelalterliche Kultur, so daß auch hier die 5,60 m starke Schicht in höchstens 3500 Jahren entstanden ist<sup>3)</sup>.

Neuerdings haben wir durch den schwedischen Geologen De Geer für einen gewissen Teil der Abschmelzzeit ganz bestimmte Jahresanhalte gewonnen, die

<sup>1)</sup> St. Richarz, Die geol. Grundlagen der absoluten Zeitbestimmung vom Böhmerstosß bis jetzt. Anthropol. Korrbibl. 1920, 63—67.

<sup>2)</sup> Penck, Ztschr. f. Ethn. 1908, 401 ff.

<sup>3)</sup> Anthropol. Korrbibl. 1921, 67 (Richarz).



nun auch für das Ganze einen leidlichen Überschuß gestatten<sup>1)</sup>. De Geer hat beobachtet, daß an der Ostküste Schwedens von Schonen bis gegen Upsala hinauf sich an den Wänden der Flußtäler erkennen läßt, was bei der Abschmelzung eines jeden Jahres abgesezt worden ist, und dazu hat er in mehreren Landesteilen an der Erdoberfläche in schwachen Hügelstreifen die jeweiligen Jahresränder der sich zurückziehenden Gletscher aufgefunden. Er konnte damit den Rückzug des Eises wie das Wachstum eines Baumes nach Jahresringen ablesen und kam für die Strecke vom Südrande von Schonen bis zum Verschwinden in Nordschweden auf rund 5000 Jahre. Das Aufhören der Eiszeit nimmt er, wie die meisten, um 5000 v. Chr. an, das Eis hätte also um 10000 v. Chr. am Ostseerande von Schonen gestanden. Um von seiner weitesten Ausdehnung bis nach Schonen abzuschmelzen, hätte es vorher schon 4—5000 Jahre gebraucht, so daß die Höhe der letzten Eiszeit auf 14—15000 v. Chr. kommen würde.

Um diese Zeit hätten wir also das Moustérien und das Aurignacien weiterhin um 13—12000 v. Chr. Vielleicht ist das letzte Aufhören der Eiszeit in Nordschweden nicht um 5000, sondern erst um 4000 oder 3000 v. Chr. erfolgt; dann würden sich die Zahlen noch entsprechend vermindern und das Aurignacien fiel um 12—10000 v. Chr. — was bei den engen Zusammenhängen seiner Kultur und Kunst mit dem späteren Mittelmeere eigentlich immer noch viel zu hoch ist!

### Die Menschenrassen

Unser Rückblick auf frühe Menschenformen hat sich in den letzten Jahren erfreulich vertieft. Der Pithecanthropos-Schädel von Java, den manche immer noch für einen Gibbon halten wollten, hat zwei Genossen aus der Nähe von Peking erhalten, die sich nun als deutliche Vorstufe für die bei uns sehr bekannte Neandertrasse darstellen. Der Schädel ist hinten merkwürdig spiz, die Stirn flach und kurz, der Brauenwulst mächtig. Der Unterkiefer ist auch hier in beiden Fällen nicht mitgefunden; H. Weinert hat ihn mit Recht nach dem ältesten europäischen Stück, dem Kiefer von Mauer bei Heidelberg, ergänzt (Abb. 4).

Von dieser alten Rasse ist in Europa bisher kein Exemplar aufgetreten; hier beherrscht das erste Feld immer noch der nach seinem Fundort benannte Neandertaler. Im Jahre 1856 war im Neandertale bei Düsseldorf, und zwar in der kleinen Felsgrotte, das Schädeldach eines Menschenkopfes sowie verschiedene zugehörige Arm-, Bein- und Beckenknochen gefunden<sup>2)</sup>. Der Schädel mit seiner fliehenden Stirn und den starken Augenbrauenwülsten, die ziemlich kurzen und sehr gebogenen Oberschenkelknochen machten erhebliches Aufsehen und riefen lebhaften Streit hervor. Die einen wollten in diesen Skelettresten eine frühe

<sup>1)</sup> De Geer, Geochronologie der letzten 12000 Jahre; Geolog. Rundschau 3, 1912, S. 457 bis 471.

<sup>2)</sup> Die Skelettreste befinden sich im Bonner Provinzialmuseum.



menschliche Rasse erkennen, während andere, besonders R. Virchow, in den Abweichungen vom heutigen Menschen nur individuelle oder pathologische Bildung sahen. Nachher sind in Spy in Belgien die Reste zweier Skelette von ganz den-

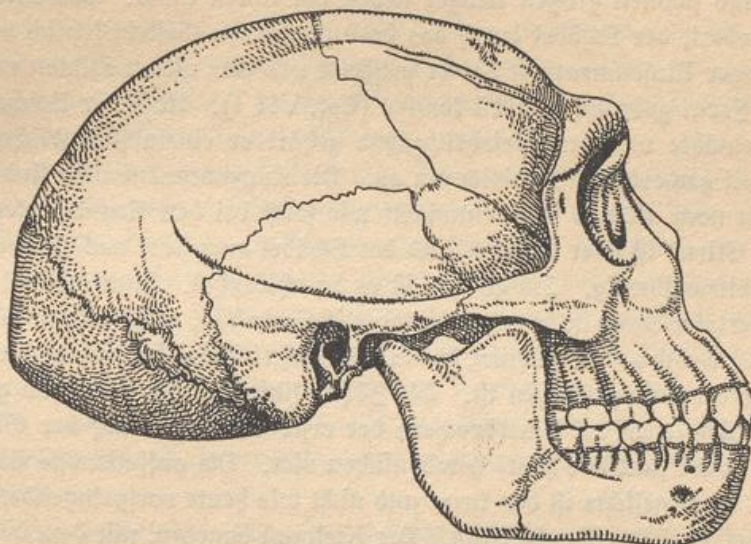


Abb. 4. Peking-Schädel. Nach H. Weinert.

selben Eigentümlichkeiten zutage gekommen und um 1900 in einer Höhle von Krapina bei Agram ein Konglomerat von Menschenknochen, von denen die meisten ebenfalls zu der Neandertalart gehören. Auch ein Kiefer und ein Schädeldach von Ehringsdorf bei Weimar sind neandertalisch.

Durch diese übereinstimmenden Funde an weit auseinanderliegenden Stellen war schon bewiesen, daß es sich nicht um eine einmalige Bildung oder Mißbildung, sondern um eine ausgeprägte und verbreitete Menschenart oder Rasse handle.

Zwischendurch traten aber, ebenfalls in diluvialen Schichten, Reste einer der heutigen weit näherstehenden Menschenrasse auf, so in Cro Magnon (Les Eyzies), in Brunn, in Galley Hill (Südengland). Wie diese beiden sich zeitlich und räumlich zueinander verhielten, blieb vorläufig unklar. Erst die wohlbeobachteten Funde in Südfrankreich und Süddeutschland haben darüber allmählich Licht gebracht. Sie haben uns eine Reihe von Bestattungen geliefert vom Acheuléen an bis zum Ende des Paläolithikums. Nur im Acheuléen und Moustérien findet sich die Neandertalrasse, vom Aurignacien an herrscht die neue, die wir als den Vater des heutigen Europäers betrachten dürfen. Grundlegend sind für diese Erkenntnis die beiden Skelettfunde Otto Hausers in der Dordogne geworden, des sogenannten Homo Moustériensis 1908 und des Homo Aurignacensis 1909. Für jedes war die Schichtlage durch die Begleitfunde genau bestimmbar, und sie traten als Nachbarn auf, beide an der Vézère, nur 40 km voneinander.



Der *H. Mousteriensis* lag in der unteren Höhle von Le Moustier, die sich 24 m über der heutigen Dezère befindet, „in Schlafstellung“, sagt Klaatsch, der ihn gehoben hat, mit einem prachtvollen Acheulbeil (Taf. III 2) neben der rechten und einem ebenso schönen großen Kraher neben der linken Hand. Das Skelett war stark vermodert, der Schädel durch das daraufgefallene Gestein seitlich verdrückt. Erst in langer Museumsarbeit hat er gehärtet und aus vielen Stücken wieder in seine alte Form gebracht werden können (Taf. VII 1). Nach der Beschaffenheit der Schädelnähte und der Weisheitszähne gehört er einem jugendlichen, etwa 15 Jahre alt gewordenen Individuum an. Die Augenbrauenwülste sind deshalb bei weitem noch nicht so stark entwickelt wie sonst bei den Neandertalern. Die „fliehende Stirn“ ist aber dieselbe, und der Schädel auch stark nach hinten ausgebaut, fast birnenförmig. Im ganzen ist er dolichokephal. Zum ersten Male für die Neandertaler Rasse ist hier das Untergesicht erhalten, beide Kiefer mit einem prachtvollen Gebiß von 33 Zähnen, da ein Milchzahn infolge Erkrankung im vordern Unterkiefer erhalten geblieben ist. Die Zähne sind alle sehr stark und groß, die Weisheitszähne eben im Durchbrechen; der erste Molar hat auf der Oberfläche noch fünf Höcker statt der heute gewöhnlichen vier. Die auffallendste Eigentümlichkeit des Untergesichts ist das kurze und nicht wie heute vorspringende, sondern im Gegenteil zurückweichende Kinn. Der Kieferast dagegen, mit dem der Unterkiefer in den oberen einhaft, ist viel breiter und stärker als beim heutigen Menschen. An den übrigen Knochen dieses Skeletts sowie der Reste vom Neandertal und von Spy fällt auf, daß die Oberschenkel stark gebogen sind und fast runden Querschnitt haben, und daß Arme wie Beine sehr kurz sind. Die Körpergröße des Neandertalers wird auf etwa 1,60 m geschätzt.

Die Vertreter der andern Rasse sind im jüngeren Paläolithikum, vom Aurignacien bis zum Magdalénien, gefunden: in den Grimaldi-Höhlen bei Mentone eine Reihe von schlanken Skeletten bis 1,87, ja 1,92 m groß, ein besonders schön erhaltenes 1909 in dem Hauserschen Abri von Combe Capelle bei Montferrand (Dordogne), 40 km südöstlich von Les Eyzies. Dies Skelett ist zugleich mit dem *Homo Mousteriensis* nach Berlin gekommen und bietet uns deshalb den besten Anhalt zum Vergleiche (Taf. VII 2). Der Kopf zeigt einen feinen Langschädel mit ziemlich steiler Stirn, mäßig großen viereckigen Augenhöhlen, ohne Brauenwülste, ein zierliches Gebiß und ziemlich großes, aber weder vor- noch rückspringendes, also „neutrales“ Kinn. Die übrigen Knochen sind schlank und lang, schon ganz wie beim heutigen Europäer. Das Skelett von Combe Capelle ist bis zum letzten Finger- und Fußknöchelchen erhalten, so daß sich alle Einzelheiten genau studieren lassen<sup>1)</sup>.

Zwischen dem Alt- und Jungpaläolithikum liegt der Schnitt, der die beiden Rassen, den Neandertaler- und den Cromagnon- oder Aurignac-Menschen, voneinander trennt.

<sup>1)</sup> Klaatsch-Hausser, Prähist. Ztschr. I, 1909, 275—338.



### Bestattungen

Im Altpaläolithikum, dem Acheuléen und Moustérien, sind bisher alle Reste des Neandertalers zutage gekommen, keine der Cromagnon-Rasse; vom Aurignacien an findet sich aber kein reiner Neandertaler mehr, sondern alles ist Cromagnon oder Mischung.

Der Neandertaler verhält sich somit zu den Kulturperioden des Paläolithikums wie die Tiere der warmen Zone, der afrikanische Elefant und das Mercksche Rhinoceros, er verschwindet im Moustérien und macht andern Platz, die die Vorstufe für den heutigen Zustand bilden.

Wie verhalten sich nun diese beiden Menschenrassen zueinander? Man hat den Neandertaler homo primigenius genannt und gemeint, er habe sich aus dem erst halbmenschenförmigen Pithecanthropos von Java entwickelt, um dann selbst der Vater des heutigen Europäers zu werden. Andere haben dagegen eingewandt, der Neandertaler habe schon eine zu hohe Stufe von Eigenartigkeit erreicht (z. B. in bezug auf die Augenbrauenwülste und die fliehende Stirn), als daß die Aurignac-Rasse aus ihm erwachsen wäre. Sie beruhe vielmehr auf ganz anderen Voraussetzungen. Auch bei den Affen gäbe es Arten mit niedriger Stirn und dicken Brauenwülsten und andere mit hoher und glatter Stirn und es sei nicht die eine die Mutter der andern.

Seit sich ergeben hat, wie nahe die beiden Menschenrassen aufeinanderstoßen, ist das Bedenken gegen die Ableitung der einen aus der andern größer geworden. Von neueren Anthropologen und Anatomen haben sich Bonnet, Kollmann, Klaatsch dagegen ausgesprochen. Klaatsch hat in dem Neandertaler Verwandtschaft mit dem afrikanischen Gorilla, in dem Aurignacensis Verwandtschaft mit dem asiatischen Orang Utan sehen wollen. Aber mehr als mit den verschiedenen Affenarten sind diese Menschenrassen doch zunächst unter sich verwandt. Sie werden zu betrachten sein als verschiedene Verzweigungen eines Astes, der an einem Stamme sitzt, aus dem weiter unten auch die Anthropoiden entsprossen waren.

### Bestattungen

Als der Homo Mousteriensis 1908 gefunden wurde, konnte es noch zweifelhaft erscheinen, ob er als eine bestattete Leiche anzusehen sei, trotzdem Klaatsch und Hauser sehr lebhaft den Eindruck hatten. Weiter Sunde haben diese Auffassung dann mehr und mehr bestätigt. In der Höhle von La Ferrassie (Dordogne) sind 1909 und 1910 in der Moustérien-Schicht zwei Skelette gefunden, die zwar sehr schlecht erhalten waren, aber doch die Bestattung deutlich erkennen ließen. Bei dem ersten waren Kopf und Schultern sorgfältig mit Steinplatten bedeckt, bei dem zweiten lag neben der rechten Hand eine schöne Steinspitze, bei beiden waren Arme und Beine eingebogen an den Körper gezogen. Über den Gräbern haben schon im Spätmoustérien die Höhlenleute ruhig weitergewohnt, wie zahlreiche Werkzeuge, Speiseabfälle und Brandreste beweisen. Eine nach diesen Er-



fahrungen vorgenommene Nachprüfung der alten Berichte über die Auffindung der Menschenknochen im Neandertale und bei Spy hat wahrscheinlich gemacht, daß es sich auch dort schon um regelrechte Höhlenbestattungen, nicht um zufällige Lagerung Verunglückter handelt.

Daselbe ist der Fall bei den zahlreichen Skelettfunden aus dem Jungpaläolithikum. Zuweilen ist eine Bettung für die Leiche hergerichtet, Steine sind zu ihrem Schutz um sie herumgestellt, mit Werkzeugen sowohl wie Schmucksachen, besonders auch mit Röteln zur Körperfärbung hat man den Toten versehen. Und diese Bestattungen sind immer vorgenommen in Wohnhöhlen, in denen das Leben nachher ohne Anstand weiterging. Der Homo Aurignacensis, dessen Lagerung in vielen Photographien festgehalten ist, lag fast ganz ausgestreckt mit nur wenig geknickten Knien. Auf der Brust und zu den Seiten gab es viele Feuersteinwerkzeuge: die charakteristischen breiten Aurignacien-Messer und schmälere, spitz zulaufende Klingen. Den Kopf umgab ein Kranz von kleinen Muscheln (*Helix nemoralis*, *Litorina litorea* und *Nassa reticulata*); jede einzelne war durchbohrt; sie waren also auf ein Band aufgenäht gewesen und hatten einen Hals- oder Kopfschmuck gebildet. In der „Kindergrotte“ bei Mentone lagen zu unterst eine alte Frau und ein Jüngling als ausgesprochene „Höcker“ mit stark angezogenen Armen und Beinen. Die Frau trug am linken Arme zwei Armbänder aus Muscheln, der Jüngling auf dem Kopfe eine Haube mit vier Reihen Muscheln besetzt. In derselben Höhle lag 70 cm höher das größte aller bisher gefundenen Skelette, ein Mann von 1,94 m Länge. Sein Kopf war durch einen Steinüberbau geschützt; auf der Brust muß er ein großes Gehänge aus Muscheln gehabt haben. In der Grotte du Cavillon fand Rivière schon 1872 ein Männer skelett von 1,79 m Länge in einer Aurignac-Schicht; unter ihm gingen ältere Schichten tief hinab. Das Skelett ruhte auf einer hergerichteten Schicht Röteln; um den Schädel lagen viele Nassamuscheln und 22 Augenzähne vom Edelhirsch. In der Barma Grande fand L. Julien 1884 ein Skelett mit drei Feuersteinklingen; der Schädel war mit Röteln bedeckt. In derselben Höhle hoben Abbo und Verneau 1892 drei Skelette, einen Mann, eine Frau und ein etwa 15jähriges Kind. Alle drei waren in Gruben gebettet, unter ihnen und über sie hin war Röteln gestreut. Der Mann trug Kopf-, Hals- und Brustschmuck aus Hirschzähnen. An jedem Knie lagen zwei große durchbohrte Cypraea-Muscheln, bei der linken Hand eine große Feuersteinklinge. Die Frau hatte ähnlichen Schmuck und in der Hand eine 26 cm lange Klinge, das Kind außer Kopfschmuck ein Halsgehänge aus abwechselnd verteilten Fischwirbeln, Muscheln und Hirschzähnen (Taf. IV 8), in der Hand ein Knochengerät. 1894 fand sich in der Höhle ein fünftes Skelett ähnlich geschmückt, von drei Steinplatten überdeckt, und ein sechstes, das man in eine große, 60 cm dicke Brandschicht gebettet hatte, und zwar als sie noch glühte, denn der Körper zeigte sich stark geröstet. In der Höhle Bausso da Torre schließlich lagen zwei Skelette mit Halsschmuck, Armband und Schmuckbändern über den Knien. Unter den Leichen fanden sich



anscheinende Haarreste von einem Tierfell. Die Knochen waren von Röteln gefärbt<sup>1)</sup>).

So reiche Beobachtungen wie hier in den Aurignac-Schichten der Grimaldigrotten sind in den folgenden Perioden bisher nicht gemacht, aber sie reichen doch aus, um zu erkennen, daß die Haupteigentümlichkeiten, die Höckerlage, die Beigaben von Schmuck und Röteln, sich halten. In der Cromagnon-Höhle zu Les Eyzies fand Cartailhac im Magdalénien 5 Skelette mit 300 Muscheln und einer zweifach durchbohrten runden Elfenbeinplatte. In der Laugerie Basse und in Raymonden kam je eine ausgesprochene Höckerleiche zutage und in Hoteaux eine Leiche mit Ockerfärbung. Für den Übergang aber vom Paläolithikum zum Neolithikum hat Deutschland neuerdings einige ähnliche Beispiele beigezeichnet: bei Obercassel nächst Bonn (Verworn) und in Oberbayern (Birkner) mit Rötelnbeigabe, besonders merkwürdig gestaltet in der Ofnet-Höhle bei Nördlingen. Hier stieß R. R. Schmidt bei seiner Untersuchung des ganzen Profils, das sich vom Aurignacien und Solutrén bis zum Magdalénien und Neolithikum hinauf erstreckt, oben zwischen den beiden letzten Schichten auf zwei Nester von Schädeln, die ganz in Röteln gebettet waren. In rundlichen Gruben lagen das eine Mal 27, das andere Mal 6 Schädel dicht aneinander gedrängt. An mehreren konnte man erkennen, daß sie gewaltsam vom Körper abgetrennt waren; an den Wirbeln, die hier und da noch am Schädel haften, waren die derben Schnitte zu sehen. Wir haben hier also eine Teilbestattung vor uns. Nur den Schädel hat man jedesmal in der Wohnhöhle beigegeben, den übrigen Körper draußen begraben oder verbrannt, ein Verfahren, das auch in späteren Perioden des Altertums noch oft geübt worden ist<sup>2)</sup>).

Überhaupt treten uns in den Bestattungen die ersten auffallenden Beziehungen des Paläolithikums zum späteren Altertum entgegen. Hals- und Armbänder, Kopf- und Brustgehänge sind die Hauptschmuckstücke der ersten Metallzeiten; wie lange sie vorher schon bestanden und von welchen Stoffen und Formen sie damals waren, blieb bisher ziemlich im Dunkeln. Die Rötelnbeigabe ist nachher im ganzen südlichen Europa üblich geblieben und in ihrer Bedeutung durch Schillers Nadwessiers Totenklage allgemein bekannt geworden: „Farben, auch den Leib zu malen, steckt ihm in die Hand; daß er rötlich möge strahlen in der Seelen Land.“ Durchs ganze Mittelmeer, auch im Donaukreise, bis nach Südrußland hin bekommen die Toten die Farbe, um sich blühendes Aussehen zu erhalten. Im Völkergedanken ist die Farbe des Blutes immer die Farbe des Lebens gewesen, die in Körperbemalung, Kleidung, Wandschmuck, Fahne feierlich verwendet wird. Die Naturgötter, die strotzendes Leben verkörpern, Pan, die Satyrn, Priapus, Silenus, erscheinen rot. Der römische Triumphator muß sich mit Mennige bemalen, weil er für seinen Ehrentag die Erscheinungsform des höchsten Gottes ist. Den Toten werden ursprünglich Blutopfer gebracht durch Tier- und Menschenopfer —

<sup>1)</sup> Obermaier, Mensch der Vorzeit 1912, 183 ff.

<sup>2)</sup> Obermaier, Mensch der Vorzeit 1912, 286 ff.



auch Odysseus läßt in der Unterwelt die Schatten Blut trinken, damit sie so viel Leben gewinnen, um reden zu können — nachher begnügt man sich, ihnen rotgefärbte Kleider mitzugeben<sup>1)</sup>. Nicht unwahrscheinlich liegt hier die Wurzel der Sitte, daß die Mächtigen dieser Erde, der König wie der Kardinal, noch heute den Purpur tragen. Ist doch noch bei der Bestattung Leos XIII. über die Leiche eine rotseidene Decke gebreitet und der Sarg mit rotem Samt ausgeschlagen worden<sup>2)</sup>!

Am überraschendsten ist wohl, daß die auffallende Sitte, die Leichen als „liegende Höcker“ zu bestatten, schon weithin im Paläolithikum zu beobachten ist. Sie hat im späteren Altertum keineswegs, wie man vielfach gemeint hat, allgemeine Verbreitung. Sie herrscht in West- und Südeuropa und wiegt vor in Thüringen und an der Donau, fehlt aber völlig im nördlichen Kreise, in den Megalithgräbern Norddeutschlands und Scandinaviens. Die meisten Erklärungsversuche für die Höckerbestattung haben danebengegriffen: wie daß man den Menschen wieder so der Erde habe übergeben wollen, wie er einst im Mutterleibe gelegen habe, oder daß man durch Zusammenschnüren ihn am böswilligen Wiederkommen habe hindern wollen, oder daß man rein zur Arbeitersparnis in Ländern mit felsigem Boden die Grube so klein als möglich gemacht habe. Die Höckerlage ist einfach eine Schlafstellung, wie man sie besonders dann annimmt, wenn der Körper Mühe hat, sich genügend warm zu erhalten. Das wird immer der Fall sein, wenn man auf der Erde schläft, wie es im Süden und Osten noch heute vielfach und im hohen Altertum gewiß allgemein üblich war. Die Stellung ändert sich, sobald man auf einem Gestell, in einem Bette schläft. „In Schlafstellung“ schien Klaatsch und Hauser der Homo Mousteriensis zu liegen. Die Schlafstellung des Südens möchte ich die Höckerlage der Leichen nennen und glaube damit diese vielberedete und viel mißverständene Bestattungsart am natürlichsten zu erklären.

### Die Kunst

Die Kunst des Paläolithikums war für die Altertumsforscher eine große Überraschung. Noch 1871 hatte Alexander Conze seinen, man darf wohl sagen, berühmten Aufsatz „über die Anfänge der Kunst“ geschrieben in dem Sinne, daß das Erste nur eine verzierende Anwendung technischer Motive des Wickelns, Flechtens, Webens gewesen sei, die man auf Tongefäße und dann auch auf Metalle übertragen habe, und daß erst auf einer fortgeschrittenen Stufe die Darstellung des Lebendigen aus der Tier- und Pflanzenwelt begonnen habe. Die paläolithischen Funde haben Conze nachher veranlaßt, seine These zu rektifizieren und zuzugeben, daß hier die älteste Kunst nahezu ausschließlich die lebendige, gewachsene Natur darstellt.

Aber heute sehen wir erst klar, warum sie es tut. Wenn im Paläolithikum

<sup>1)</sup> v. Duhn, „Rot und Tot“, Archiv für Religionswissenschaft 1906.

<sup>2)</sup> Archiv für Religionswissenschaft 1906, 528.



aus Kürbisschalen gegessen und getrunken wird, Renttierstangen als Wurf- und Tragstäbe dienen, Muscheln, Fischwirbel und Hirschzähne zum Schmuckbehang verwendet werden, ist keine Veranlassung, diese Gegenstände so zu behandeln,

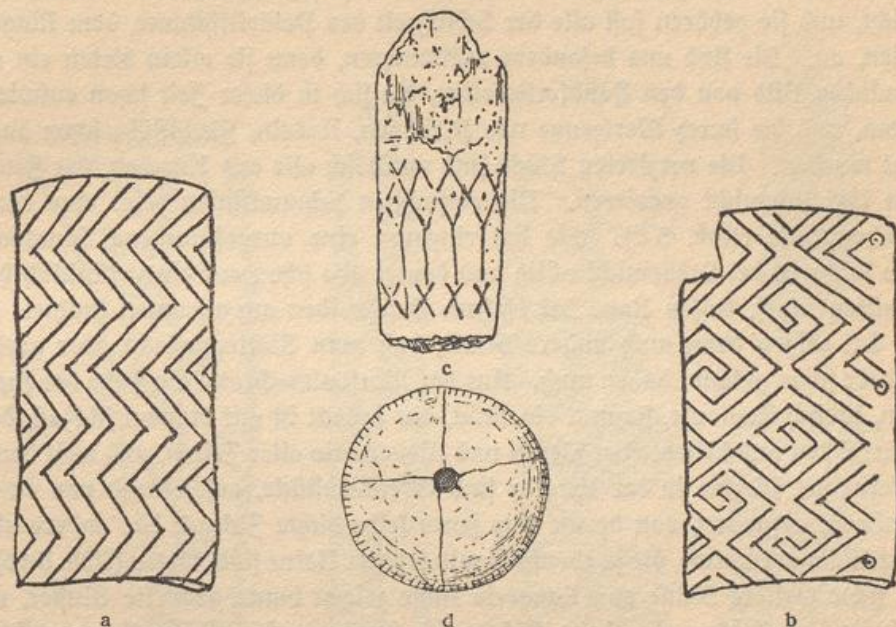


Abb. 5. Technische Ornamente aus dem Aurignacien und Magdalénien  
a, b Ukraine, nach Hoernes  $\frac{1}{1}$ , c Laugerie Basse, nach Déchelette  $\frac{1}{1}$ , d Brünn,  
nach Obermaier  $\frac{3}{5}$ .

als ob sie in Korb- oder Mattenflechterei hergestellt oder durch Umwickelung und Schäftung zusammengesetzt oder aus buntgewirkten Zeugstücken geschnitten wären. Denn in solchen Techniken hat man dergleichen Werkzeuge nie geschaffen. In späterer Zeit aber und speziell in der „geometrischen“ Periode, die den archäologischen Horizont von 1871 begrenzte, gab es die Naturformen der Kürbisschale, der Renttierstange, der Muscheln und Wirbelknochen im Hausgebrauch schon lange nicht mehr. An ihre Stelle waren künstliche Gebilde, Surrogate getreten aus Leder, Korbflechterei, Weberei, weil man von dem Bezug aus der Ferne unabhängig sein wollte. Die Muster, die diese Techniken naturgemäß ergaben, erbten sich dann auch fort, als man für die Herstellung der Gebrauchsware die noch bequemeren Stoffe des Tons und der Metalle kennengelernt hatte. Erst dieses Stadium der Entwicklung erschien für Conze als der Anfang: Tongefäße mit aufgemalten und bronzene Schmucksachen mit eingravierten Flecht- und Webe- und Aufnähermustern. Er verfolgte sie eingehend am griechischen Material und erkannte ihre Verwandtschaft mit dem nordischen; und in diesem nordischen Material bedeutet der geometrische Stil in der Tat den Anfang der Kunst, denn hier hat die paläolithische Kultur kaum Fuß gefaßt, geschweige denn künstlerische Blüten getrieben.

Im südlichen Paläolithikum setzt die Kunst mit dem Aurignacien kraftvoll ein



und betätigt sich weiter bis zum Ende. Sie zeigt sich zierlich schmückend auf den Knochenwerkzeugen und großartig darstellend an den Höhlenwänden.

Selten sind die Stücke, in denen sich ein technisches Ornament deutlich ausspricht, und sie gehören fast alle der Schlußzeit des Paläolithikums, dem Magdalénien, an. Sie sind uns besonders willkommen, denn sie allein bieten ein anschauliches Bild von den Handfertigkeiten, die sich in dieser Zeit schon entwickelt hatten, und die durch Werkzeuge wie Pfriemen, Nadeln, Flechtstäbe schon angezeigt wurden. Die verzierten Stücke sind natürlich alle aus Knochen, der Feuerstein läßt sich nicht gravieren. Die einfachsten Schmudlinien zeigt eine runde Knochenplatte (Abb. 5 d). Sie hat ringsum eine ausgesprochene Saumnaht. Eine solche ist bei Leder nicht nötig und deutet also schon auf einen künstlich hergestellten Stoff, dessen Rand bei bloßem Beschneiden auszufransen drohte. In der Tat zeigen denn auch andere Stücke, daß man Mattengeflecht oder grobes Gewebe schon gekannt haben muß. Aus der Marsoulas-Grotte am Fuße der Pyrenäen, südlich Toulouse, stammt ein Stück, das bedeckt ist mit dichtem Zickzack, dem natürlichsten und beliebtesten Flecht- und Webemotiv aller Zeiten, und weit davon entfernt bei Mezine in der Ukraine sind Elfenbeinstücke, anscheinend von einem Armband, gefunden, von denen eins jenes selbe dicke Zickzack, das andere aber sogar Mäandermotive, die ja ebenfalls rein textiler Natur sind, bieten (Abb. 5 a b)<sup>1)</sup>. Ein paar weitere Stücke von Laugerie Basse zeigen bunte gewirkte Muster, wie sie beim Netzstricken oder beim Häkeln sich ergeben: eine Abwechslung zwischen langgezogenen und kurzgehaltenen oder zwischen gekreuzten und gerade fortlaufenden Säden (Abb. 5 c).

Neben diesen wenigen Beispielen, die sicher eine Technik veranschaulichen, stehen einige, die anscheinend phantastische, nach Ursprung und Bedeutung nicht ganz klare Verzierungen tragen: eine geschlossene Reihe von Punktkreisen, die an die Buckelreihe auf einigen Knochenstücken von Troja und Sizilien erinnert; eine Mittellinie mit seitlich abzweigenden Spiralen; auch lose hingestreute Spiralen u. dgl. (Abb. 6 c d e).

Schließlich folgen, ebenfalls in ganz geringer Zahl, Darstellungen von Pflanzen: an einem langen Stengel sitzen gegenständig oder wechselständig ganz schmale oder rundliche oder lanzettförmige Blätter, besonders bei der wechselständigen Staude von überraschend natürlicher Bildung (Abb. 6 a b).

Sehr viel häufiger als mit den bisher besprochenen Ornamenten sind die Knochengeräte mit Tierfiguren oder auf kleinem Raume auch nur mit Tierköpfen geschmückt. Und eigentlich immer ist die Darstellung eine ganz naturalistische. Ein paar Pferdeköpfe sind vorhanden, bei denen die Gliederung und die Behaarung durch rahmenhafte Wulstlinien und bestimmte Strichmuster zum Ausdruck gebracht ist. Sonst herrscht überall völlige Freiheit. Die Tiergestalten sind zwanglos in

<sup>1)</sup> M. Hoernes, Urgesch. d. bild. Kunst<sup>2</sup>, S. 135 nach Th. Dollov.



den gegebenen Raum hineingesetzt. Meist stehen oder gehen sie ruhig eins hinter dem andern. Es sind durchweg Pferde, Bisons, Renntiere, Hirsche, gewöhnlich in Umrißlinien eingeritzt, zuweilen auch im Relief herausgearbeitet. Berühmt



Abb. 6. Verzierungen auf Knochen. Frankreich. Nach Déchelette: a, b  $\frac{1}{2}$ , c, d, e  $\frac{4}{5}$ .

ist das sprechend lebendige grasende Renntier aus der Höhle von Thäingen am Oberrhein. Bei einer solchen Leistung hat die sichere Beobachtung des Jägerauges einem wohlgeübten Zeichner die Hand geführt. Man fühlt noch ganz frisch die künstlerische Freude mit, die so etwas geschaffen hat.

Einen ganz eigenartig geschmückten Stab, wahrscheinlich Wurffstab, zeigt unsere Abb. 7 in drei Ansichten. Es ist ein Stück aus der Sammlung de Lastic im Berliner Museum. Da ist ein Pferd in Vorderansicht von oben bis unten dargestellt. Man erkennt deutlich den Kopf mit der hohen Mähne, den Ohren, Augen und dem Maul. Dann folgt weiter unten der große Brustmuskel und nun die Beine mit deutlichen Knien und Hufen. Welch glänzende und kühne Phantasie gehört dazu, um solch eine Darstellung überhaupt zu wagen!

Es wächst aber unser Staunen über die Darstellungskraft dieser Urmenschen, wenn wir in Südfrankreich und Nordspanien ihre großen Wohnhöhlen betreten und die weiten Wände mit monumentalen Malereien bedeckt sehen. Combarelles und Font de Gaume bei Les Eyzies und Altamira bei Santander sind die klassischen Stätten. Es handelt sich in diesem Falle nicht um bloße Abriss, offene Plätze unter



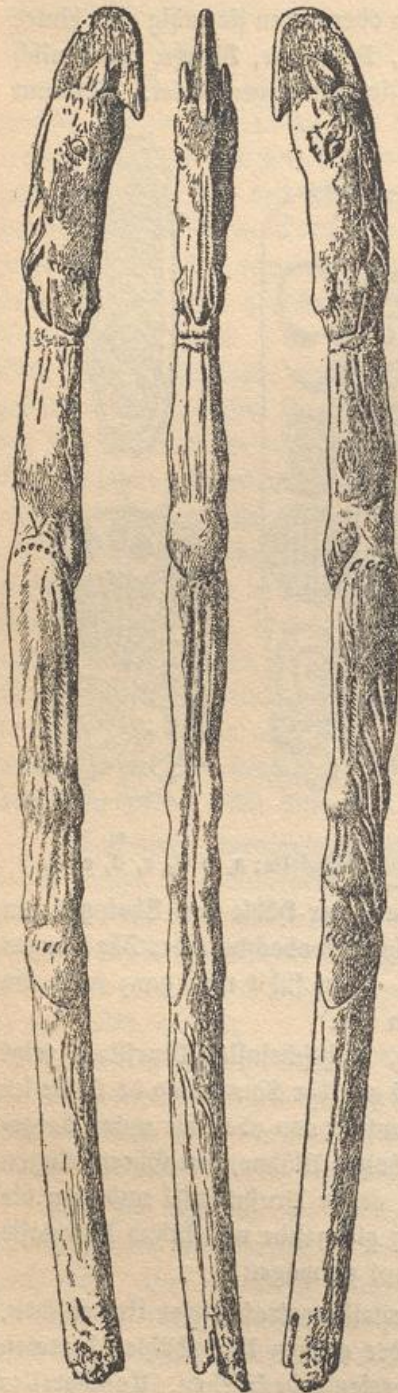


Abb. 7.  
Wurfstock mit Pferd. Bruniquel.  $\frac{2}{3}$ .

Felsenschuh, sondern um wirkliche tiefe Höhlen. In Combarelles geht man in schmalen Gänge sehr lange vorwärts, bis die Wandzeichnungen auftreten. Öfter muß man kriechen, weil der Fußboden noch nicht so tief wieder ausgehoben ist, wie er ursprünglich lag. Nur selten weitet sich der Raum zu wirklicher Wohnlichkeit. Schon in der Enge aber, wie besonders dann in der Weite, stellen die Wandzeichnungen sich ein, Bilder von Tieren aller Art. Combarelles zeichnet sich dadurch aus, daß hier Tiere, denen man sonst selten begegnet in prächtigster Form dargestellt sind.

Sehr bemerkenswert sind einige Bilder in den von Grafen Begouen und seinen drei Söhnen bei Toulouse neu entdeckten Höhlen. Ein von vielen Pfeilen getroffener Bison zeigt den Jagdzauber der primitiven Paläolithiker (Abb. 8). Wenn sie das Tier im Bilde mit Pfeilen spießen, sollte es ihnen damit durch magische Gewalt in Wirklichkeit verfallen sein.

Eine männliche Figur mit aufgesetztem Hirschgeweih — Begouen's „Zauberer“ — scheint entweder ein Beschleichen des Wildes oder einen kultischen Tanz darzustellen.

Allgemein bekannt, ja geradezu volkstümlich ist das Mammut geworden, wie es in seiner eigenartigen Langhaarigkeit, den großen Rüssel schlenkernd, daherstapft. Nicht minder lebendig ist der Bär in seinem Trotten mit schwerem Körper und hängendem Kopfe. Professor Verworn hat den guten Gedanken gehabt, von mehreren Zeichnungen in Combarelles Papierabklatsche zu machen, die nachher in Gips ausgegossen sind. Damit erhalten wir ganz zuverlässige Abbilder von einigen der schönsten Darstellungen, so von dem Kopf einer Höhlenlöwin, deren Gesichtspröfil und Auge den Charakter des Tieres



aufs Lebendigste veranschaulicht, und von einem Pferdekopf, der in der Treffsicherheit seiner Linien wie mit einer Rembrandtschen Rohrfeder gezeichnet erscheint.



Abb. 8. Angeschossener Bison. Nach Begouen.

In Font de Gaume kommt man ebenfalls eng hinein und muß noch über eine hohe Steinbarre sich mühsam weiterzwängen. Dann öffnet sich aber der Raum wie ein weiter Festsaal, und an den Wänden wandeln nun geradezu herdenweise, eins hinter dem andern, die großen Tiere, Bisons von 1—1½ m Länge. Diese Räume sind so weit vom Eingang und durch die Sperre dazwischen so abgeschlossen, daß das draußen wechselnde Wetter hier keinen Einfluß übt. Sommer und Winter herrscht die gleiche Temperatur und ziemlich der gleiche Feuchtigkeitsgrad. Daher sind die Bilder an den Wänden nicht bloß als Zeichnungen, sondern als farbige Malereien erhalten. Ihre Kontur ist eingeritzt und dann mit einer fingerbreiten schwarzen Linie nachgezogen, der ganze Körper aber mit Röteln gefärbt. Die Farben sind, wie Untersuchungen ergeben haben, offenbar mit Renntierfett angemengt. Die schönsten Bilder solcher Art sind in der Höhle von Altamira erhalten. Da sehen wir Bisons in den verschiedensten Betätigungen wundervoll beobachtet, wie sie stehen, wandeln, grasen oder auch liegen, den Kopf zwischen die Vorderbeine geneigt, so daß die Hörner weit nach vorn wegstehen, und die Hinterbeine unter den Leib gezogen: bei der verzwickten Stellung doch alles aufs natürlichste wiedergegeben. Als Beispiele zeigt unsere Tafel VIII einen springenden Eber und einen stehenden Bison aus der Altamira-Höhle.

Eine merkwürdig vorgeschrittene Gattung von Felsbildern ist seit kurzem in immer größerer Zahl im östlichen Spanien in der Capsien-Kultur, die dort das ganze Jungpaläolithikum ausfüllt, zutage getreten. Während die Tiere von Nordwestspanien und Südfrankreich fast immer einzeln und meist in ruhiger Behaglichkeit dargestellt sind, bekommen wir bei den Capsien-Leuten ganze Bilder voll lebhaftester Handlung vor Augen: eine Kampfszene, wo bogenschießende Männer in wildem Laufe gegen eine am Boden hockende Gruppe heranstürmen



(Abb. 9), oder Jagden, bei denen die Männer auf Schweine oder Renntiere schießen (Abb. 10). Auch Szenen mit Frauen gibt es, die dann eigenartige, an spätere kretische Tracht erinnernde Zipfelröcke anhaben. Einmal ist ein Mann



Abb. 9. Männerkampf. Capcien. Nach Pericot.



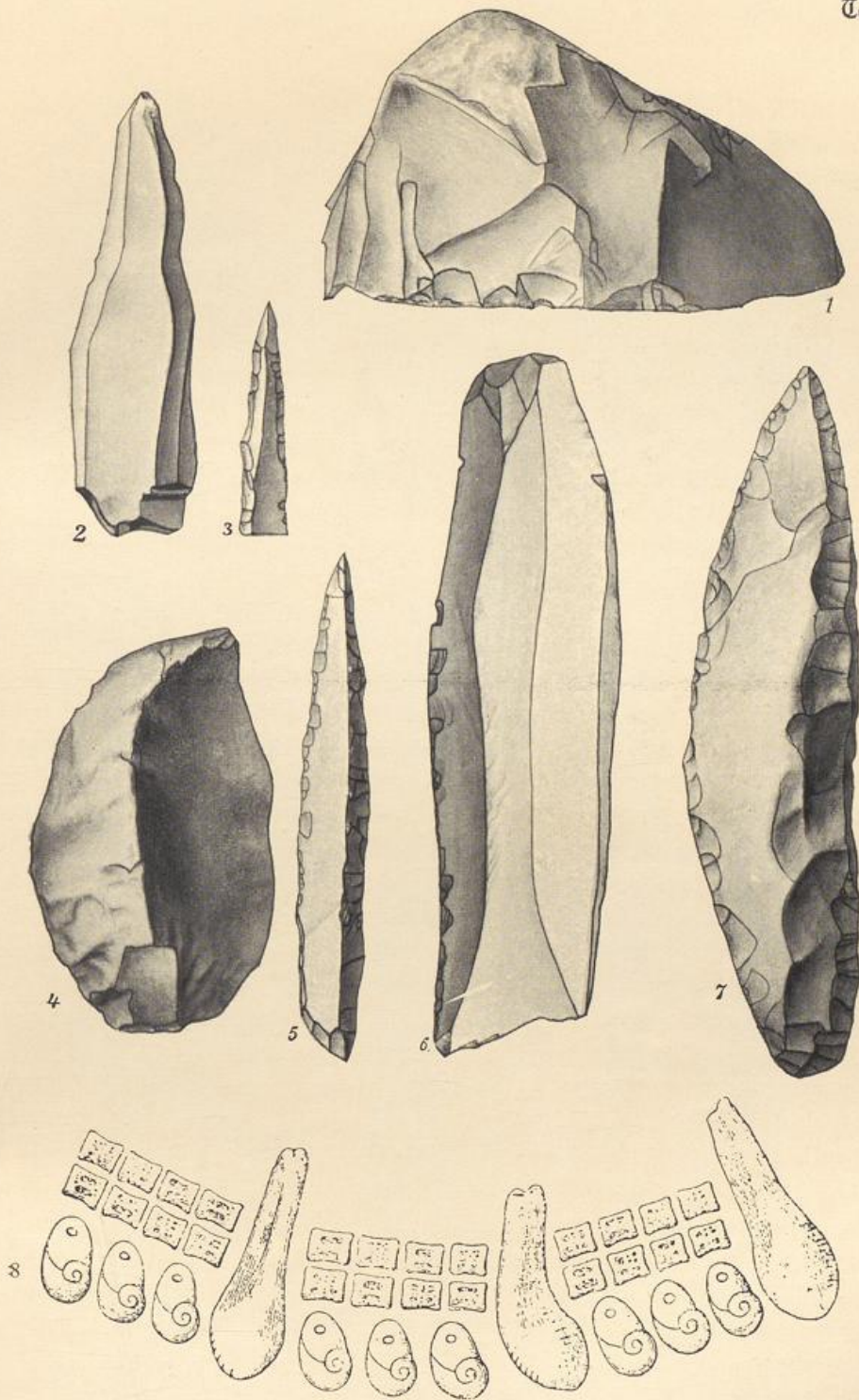
Abb. 10. Schweinsjagd. Capcien. Nach Obermaier.

an Seilen hoch hinaufgeklettert, um den Honig aus einem Bienenneste zu nehmen. Die Capcianer erscheinen in diesen Bildern als sehr sympathische Leute von beweglichem Geiste und fühner Unternehmungs- und Wagemut.

Am bedeutungsvollsten aber im ganzen Paläolithikum sind wohl die menschlichen Flach- und Rundbilder aus verschiedenen Gegenden, besonders Südfrankreichs, die Gestalten in gleichmäßig feierlicher Haltung darstellen und offenbar sehr ernst gemeint sind. Die Reliefs stammen alle aus dem großen und überaus reichen Abri von Laussel, 10 km östlich von Les Eyzies, die Statuetten haben die verschiedensten Fundorte: Brassempouy (Landes), Laugerie Basse bei Les Eyzies, Mas d'Azil (Ariège), Mentone, Willendorf bei Krems an der Donau und Brünn in Mähren. Nur zwei von allen diesen Figuren sind männlich, alle anderen weiblich.

Die Grotte von Laussel hat vier Reliefs geliefert, drei weibliche und ein männliches. Sie befanden sich an abgebrochenen und heruntergefallenen Dach-





Aurignacien

1. 6. Saussel, 2. 4. Abri Audi, 3. 5. 7. Gorges d'Enfer; alles bei Les Eyzies.  
8. Barma grande bei Mentone. 1—7. Berl. Mus., 8. Mentone. Alle  $\frac{1}{4}$ .





Solutréen (1—4) und Magdalénien (5—9)

1. 3. 4. Saugerie Intermédiaire, 2. Combe Capelle, 5—9. (außer 7 aus Knochen) Bruniquel.  
Alle  $\frac{1}{2}$ .



blöcken am Nordende der Grotte in einer ausgesprochenen Aurignac-Schicht, über die sich die Solutré-Besiedlung fortsetzt. Das erste Relief saß an einem sehr großen Block, von dem es abgemeißelt wurde, um in die Sammlung des Dr. Salanne-Bordeaux gebracht zu werden. Das zweite befindet sich auf einem kleinen Kalkstein mit lauter alten Brüchen ringsum; es ist in das Berliner Museum gelangt. Das dritte und vierte habe ich nicht selbst gesehen, sie sind wie das erste bei Dr. Salanne. Unsere Taf. IX zeigt alle zusammen.

Die Frauen auf diesen Reliefs sind ganz gleichartig: völlig nackt, außerordentlich forpulent mit großen Hängebrüsten und Fettentwicklung besonders an den Hüften und Oberschenkeln. Auch ihre Haltung stimmt im wesentlichen überein. Sie stehen von vorn gesehen. Die erste (IX 4) hält in der halberhobenen Rechten ein Bisonhorn, offenbar als Trinkgefäß, und wendet den Kopf nach ihm hin, so daß er sich von der Seite zeigt und ein dick in den Nacken fallender Haarschopf eine einheitliche Linie vom Scheitel bis zum Rücken hervorrufft. Die linke Hand legt sie auf den Bauch. Das zweite Relief (IX 1, Berlin) ist nicht ganz erhalten, sondern von den Knien abwärts weggebrochen. Der runde Kopf ist nach vorn gerichtet, der rechte Arm lang ausgestreckt mit einem stark gebogenen Gegenstande, vielleicht einem Steinbockshorn in der Hand. Der linke Arm war, wie die erhaltene Konturlinie anzeigt, im Ellenbogen scharf geknickt, so daß die Hand ungefähr in Gesichtshöhe erhoben war. Leib und Hüften sind außerordentlich gut modelliert, der Nabel durch eine trichterförmige Einbohrung bezeichnet. Dieser Stein ist vorn und zum Teil auf der Seite rot gefärbt; er ist beim Abbrechen oder Umfallen in eine dicke Rötelschicht gefallen, von der uns auch ein Kistchen voll mitgeschickt wurde. Das dritte Relief (IX 2), nur ein kleines Bruchstück, bietet doch wichtige Ergänzungen zu den beiden ersten. Der Kopf ist zur Linken gewendet, wo der Arm bis fast zur Gesichtshöhe erhoben ist. Das Haar ist in konzentrischen Kreisen geordnet, ganz wie bei der Willendorfer Figur und wie in altägyptischen Darstellungen. Das vierte und letzte Relief von Laussel (IX 3), eigentlich nur eine Umrißzeichnung, stellt einen ganz schlanken Mann dar, aufrecht stehend, die Arme erhoben, um den Leib mit einem breiten Bande gegürtet. Auch hier ergibt sich gleich eine Beziehung zu Ägypten: der breite Gürtel als einziges Bekleidungsstück kehrt dort auf ältesten Reliefs wieder (unten Abb. 63).

Die Rundfiguren, Statuetten von 4—11 cm Höhe, bald aus Stein, bald aus Elfenbein oder Roßzahn, sind ebenfalls fast alle weiblich. Die ersten wurden in Brassempouy gefunden. Es waren nur Bruchstücke und die damals auffallendsten unter ihnen, forpulente Weiber à la Laussel, sind nachher durch die Willendorferin glänzend überholt worden. Aber ein paar andere sind einzig und wichtig geblieben, so ein Frauenskopf mit reichem Haar, über der Stirn abgeschnitten, aber bei den Ohren lang und breit herunterhängend (Abb. 11), ganz wie im ältesten Ägypten und eine Männergestalt, von der oben geradesoviel erhalten ist, daß der Gürtel dicht unter der Brust unzweifelhaft wird (Taf. X 1).





Abb. 11.  
Elfenbeinkopf  
aus Brassempouy. Nach  
Obermaier.  $\frac{1}{2}$ .

Die wichtigste von allen paläolithischen Figuren ist die von Willendorf (X 3). Sie ist bis auf die abgebrochenen Füße vollständig erhalten und aufs realistischste durchgeführt. Sie wurde 1909 in einer sicheren Aurignac-Schicht gefunden. In Kalkstein gearbeitet und mit Röteln überzogen, sehen wir ganz dieselbe Gestalt wie in den Reliefs von Laussel vor uns, mit den großen Hängebrüsten, den feisten Hüften und Schenkeln; nur wirkt das alles hier noch drastischer, weil es rundplastisch auftritt. Das Haar ist ebenso in konzentrische Kreise gelegt wie bei Relief IX 2 von Laussel, der Kopf ebenso geneigt wie bei Relief IX 4 von da, und die Linie über den Haarschopf zum Rücken infolgedessen auch dieselbe. Das Haar tritt so weit in die Stirn und der Kopf ist so stark geneigt, daß das Gesicht gar nicht angegeben ist. Die beiden Arme sind hoch auf die Brust gelegt. Sie sind an den Handgelenken von mehreren Ringen umgeben, bei denen wir an die Muschelfunde von Grimaldi denken dürfen. Diese Armringe bilden die einzige Bekleidung der Willendorferin, wie der Gürtel die einzige der Männer dieser Periode.

Von Mentone ist eine kleine, nicht ganz 4 cm hohe Figur vorhanden, aus Steatit geschnitten und daher summarischer behandelt als die Willendorferin, aber in wesentlichen Eigenschaften mit ihr übereinstimmend (Taf. X 2). Sie hat dieselben starken Brüste, Bauch, Hüften wie jene und dieselbe auffallende Kopfneigung. Die Arme gehen seitwärts nieder und verschwinden bei den Hüften.

Man hat in diesen Figuren eine betonte und gesteigerte Darstellung der Geschlechtseigentümlichkeiten des Weibes sehen wollen, das Streben eines primitiven Sinnlichkeitsstandpunktes, sich ein allgemeines Idealbild der Weiblichkeit zu schaffen. Demgegenüber versichern erfahrene Ärzte, daß nur die getreue Wiedergabe einer Körpergestalt vorliegt, wie sie bei starker Fettbildung sich naturgemäß entwickelt. Nur die Frauen des Paläolithikums haben diese auffallende Fettleibigkeit, die Männer sind schlank; vielleicht haben jene ihre Tage bequem auf den Fellagern der Grotten verbracht, während die Männer durch gewohnheitsmäßige Jagdzüge ihren Körper geschmeidig hielten.

Auch aus der völligen Nacktheit der Gestalten hat man Schlüsse auf ihre Bedeutung ziehen wollen. „La Vénus impudique“ nannten die Franzosen die erste größere Figur von Brassempouy, und die „Venus von Willendorf“ heißt bei uns das Hauptstück aus dem deutschen Kreise. Wie aber, wenn im Aurignacien das Nacktgehen, wenigstens im Hause, noch allgemeine Sitte gewesen wäre? Felltraher gab es schon im Acheuléen und Moustérien. Leder wurde also damals schon bearbeitet. Aber die feineren Instrumente zum Zusammenfügen der Stücke, Pfriemen und Nadeln, und die Ornamentmotive, die auf die Techniken des Nähens, Flechtens und Häkelns schließen lassen, finden sich allgemein erst vom



Aurignacien ab. Hier werden wir an eine beginnende Kleidung denken dürfen, mit der man dem kühler gewordenen Klima Rechnung trug. Aber von wirklichem Eise blieb ja das gesegnete Frankreich fast ganz verschont, und selbst in kalten Strichen pflegten primitive Völker, wie heute noch die Eskimos, zu Hause halb oder ganz nackt zu bleiben.

Einzelne betrachtet könnte nun die eine oder andere Figur erscheinen, als ob man sie wie die prächtigen Bisons und Rentiere rein zur Augenweide sich an die Wand gemeißelt habe. Überblickt man aber mehrere, so tritt alsbald hervor, daß sie keineswegs in einer einfachen alltäglichen Handlung begriffen sind, wie die schreitenden, grasenden, ruhenden Tiere, sondern daß sie in einem gehaltenen Wesen, in einer gewissen Feierlichkeit sich darstellen. Das gilt sowohl für die Reliefs an den Wänden wie für die kleinen Rundbilder. Die Empfindung für dies Besondere, Gehobene der Darstellung hat wohl auch mitgewirkt zu ihrer Auffassung als höhere Wesen. Aber was drückt diese besondere Haltung aus? Über die beiden Männer ist kaum zu urteilen, da ihre Arme fehlen. Die Frauen aber bieten in ihrer Gesamtheit ein um so vollständigeres Bild. Sie stehen mit geschlossenen Füßen, neigen tief den Kopf, legen ergeben die Hände auf die Brust oder erheben die eine bis vors Gesicht und halten in der andern ein Trinkhorn. Das alles sind Züge, die im ganzen späteren Altertum die Betenden und Opfernden charakterisieren. Die demütige Neigung des Kopfes und das Hände-auf-die-Brust-Legen hat sich in vielen Gegenden bis heute als Zeichen der Unterwürfigkeit erhalten. Das Erheben der Hand vors Gesicht, wie es im ägyptischen, kretischen, hettitischen Kultus gebräuchlich ist, wird ein abgekürztes Sichverhüllen-wollen bedeuten; vielleicht ist der letzte Rest davon in der heutigen türkischen Grußform zu erkennen, bei der die Hand in Etappen zur Brust, zum Kinn, zur Stirn heraufgeführt wird. All diese Gesten besagen ursprünglich, daß der bittend Auftretende sich klein und unwürdig fühlt, daß er sich verhüllen möchte, um nicht zu scharf angesehen und beurteilt zu werden, daß er um Nachsicht und Schonung wirbt. Das ist die Demut, die jede Religion vom Menschen verlangt, wenn er vor der Gottheit erscheinen soll. Noch Tacitus sagt (*Germania* 39), in den heiligen Hain der Semnonen dürfe niemand anders als gefesselt eintreten, zum Zeichen, wie klein er sich der Macht der Gottheit gegenüber fühle). Das Horn aber, das als gegebenes Trinkgefäß die Natur dem primitiven Menschen geboten hatte, und das damit auch das älteste Opfergefäß geworden ist, es ist, durch die Kulturüberlieferung geheiligt, auch später immer noch das bevorzugte Gefäß zum Gießen der Götterspende geblieben: im kretischen Kulte sind große spitze Kannen, die aus dem Horn hervorgegangen sind, üblich, bei den Griechen, Etruskern, Römern ist das Rhyton das feierliche Trink- und Gießgerät. Auf slavischen Grabsteinen hat der Verstorbene das Trinkhorn in der Hand und noch im deutschen Mittelalter ist es für den Minnetrunk vorgeschrieben.

Wende mir nicht ein, freundlicher Leser, ob es denn überhaupt gestattet



sei, Verknüpfungspunkte zu finden zwischen dem so weit entlegenen Paläolithikum und dem historischen Altertum. Wir haben sie schon unabweisbar erkannt in der Bestattungsform der Höckerlage mit Rötelsbeigabe, in verschiedenen Schmucksachen, in den ältesten technischen Ornamenten, in der Haartracht der Frauen und dem bloßen Gürtel der Männer. Wenn die Übereinstimmungen in so vielen Dingen tatsächlich vorhanden sind, hat man die Pflicht, sie aufzuzeigen; wie sie sich erklären, mag die Zukunft so oder so entscheiden.

Der tatsächliche Befund führt uns noch weiter. Der nach Berlin gelangte Stein mit dem Frauenrelief IX 1 von Laussel ist, wie ich schon sagte, in einer Rötelschicht gefunden, die seine ganze Oberseite gefärbt hat. In der Grotte kommt, wie auch sonst in den Wohnstätten, Rötel von Natur nicht vor. Er ist aber die ständige reichliche Beigabe von paläolithischen Bestattungen und besonders im Aurignacien ganz an der Tagesordnung. In den Grimaldi-Grotten tritt er immerfort auf; es ist eine Ausnahme, wenn er einmal fehlt. So wird in Laussel unser Frauenbild, und damit auch seine benachbarten, über einer Bestattungsstelle angebracht gewesen sein, und es liegt dann nahe, anzunehmen, daß diese Bilder die Verstorbenen dargestellt haben, die hier beigesezt waren. Regelrecht ausgegraben ist Laussel noch nicht; gerade, wo die Reliefs gefunden sind, ist seitdem nicht weitergegangen. Vielleicht bringt eine künftige Untersuchung noch wirkliche Skelette zutage.

Die kleinen Rundfiguren aber, die ganz dieselbe zeremonielle Haltung zeigen, werden wir uns in der Grotte, etwa in Wandnischen, aufgestellt denken dürfen, so wie die Ahnenbilder in den späteren Kulturen. Eine von ihnen, eine stehende Figur aus Elfenbein, ist in Brünn in einem Aurignacien-Grabe gefunden, das Rötel und allerhand Schmucksachen enthielt <sup>1)</sup>.

Wo man an ein Leben nach dem Tode glaubte — und das macht die sorgfältige Ausstattung der Gräber mit Schmucksachen und Geräten doch zweifellos —, da ist es natürlich, daß man einen Verstorbenen, der nun an die Pforten der Unterwelt pocht, in seiner ganzen Frömmigkeit und Gottwohlgefälligkeit darzustellen sucht. So ist es auch im späteren Altertum immerfort geschehen. In Ägypten kommt oft ein sogenanntes „Totenbuch“ mit ins Grab, das in Schrift und Bild alle die Disiten aufführt, die der neue Ankömmling im Jenseits den verschiedenen Gottheiten abzustatten hat; und noch auf griechischen Grabstelen ist sehr häufig das Opfer dargestellt, das der Verstorbene bringen will; nur ist hier der Sachverhalt bis heute immer dahin verstanden, daß die so beschäftigten Personen berufsmäßige Priester und Priesterinnen gewesen seien.

Es ist eine erstaunliche ethische und religiöse Auffassung, die wir dem Paläolithikum zutrauen, aber die zweite Hälfte dieser merkwürdigen Periode verträgt wohl solche Belastung. Ein scharfer Schnitt trennt das ältere vom jüngeren

<sup>1)</sup> Mitt. Anthr. Ges. Wien 1892 S. 73ff. (Małowsky).



Paläolithikum, äußerlich wie innerlich. Dort herrscht ein warmes Klima mit afrikanischen Tieren und der Neandertalrasse. Der Faustkeil ist das Universalinstrument; Knochenwerkzeuge, Schmucksachen, Ornamente gibt es noch nicht. Vom Aurignacien an steht in kühlerer Luft eine neue Tier- und Menschenwelt vor uns. Für die Werkzeuge kommen neue Stoffe und vielfältige neue Formen auf. Die Ornamentik zeigt, wie sie zum Nähen, Flechten, Häkeln verwendet werden. Mit Mützen, Brustgehängen, Kniebändern schmücken sich die Leute und nehmen Muscheln, Fischwirbel, Tierzähne zu ihrem Besatz. Wohlausgebaute Grotten sind die Wohnungen, ihre Wände mit Bildern anschaulich belebt. In den Grotten werden auch die Verstorbenen sorgsam als Schlafende gebettet und mit allem, was sie im Leben gebraucht haben, für das Jenseits ausgestattet. Reliefs oder Statuetten wahren ihr Gedächtnis in einer Haltung, die schon auf Beten und Opfern schließen läßt.

Dies Kulturbild des jüngeren Paläolithikums wirkt keineswegs wie eine weitentfernte weltfremde Insel. Nicht wenige starke Brücken führen von ihm zu dem Festlande der neolithischen und späteren Kulturen in Nord- und besonders Südeuropa. Vieles, was in den durcheinandergeschobenen Verhältnissen der späteren Zeiten unklar geworden ist, kann aus dem einfachen ersten Entstehen im Paläolithikum seine Entwirrung und Deutung erwarten. Wie die körperliche Beschaffenheit des Menschen der Aurignac- und Cromagnon-Rasse nach der einheitlichen Ansicht der Anthropologen die Vorstufe zu dem Europäer der späteren Perioden ist bis heute hin, so bildet auch seine Betätigung auf den wichtigsten Gebieten: in der Herrichtung und Verzierung von Stoffen, in der Darstellung von Tieren und Menschen, in der Bestattung, im Glauben an ein Jenseits und damit an höhere Mächte, nur den Anfang einer organischen Sortenentwicklung. Wir werden bei vielen Erscheinungen der folgenden Zeiten an diese jüngere Phase des Paläolithikums zurückdenken müssen und sie immer mehr als eine Vorstufe zu der großen Kultur des Mittelmeeres empfinden.